Das Suchen nach einer Erklärung des ökonomischen Geschehens

Interdependenz und Norm

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

genehmigt von der Philosophischen Fakultät

der

Friedrich-Wilhelms-Universität

zu Berlin

von

Franz Geisler

aus Berlin-Charlottenburg

Tag der mündlichen Prüfung: 20. Juli 1933

Tag der Promotion: 14. Oktober 1933

Druck von Gebrüder Hoffmann, Charlottenburg, Schillerstr. 44

532

Referenten: Prof. Dr. Ludwig Bernhard
Prof. Dr. Friedrich von Gottl-Ottlilienfeld

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

INHALT

	Seite
Vorbemerkung	6
Einleitung	7
Kapitel I. Die Entwicklung der Nationalökonomie zur Wissenschaft	12
§ 1. Die ökonomischen Erscheinungen	17
§ 2. Die gesetzmäßige Regelung im konkreten Leben	18
Kapitel II. Das physiokratische System	20
§ 3. Das erste nationalökonomische Lehrgebäude: Sein Zusammenhang mit den allg. Zeitideen	20
Die industrielle Revolution	37
(Das Kapitalismusproblem.)	
Die geistigen Einflüsse	58
§ 4. Der anthropomorphische Gesetzesbegriff	58
§ 5. Die Bedeutung der Naturrechtslehre	60
§ 6. Physiokratische Grundgedanken nach Quesnay	62
§ 7. Die Naturrechtslehre nach Quesnay	66
§ 8. Moral und Freiheit in Quesnays naturrechtlichem System	74
§ 9. Quesnays Auffassung von der Methode	76
§ 10. Kritik von Quesnays Lehre	83
§ 11. Werttheorie und Eigentumrechtstheorie	87
Kapitel III. Interdependenz und Norm bei K. Marx	91
§ 12. Marx' nationalökonomische Theorien	91
§ 13. Der Zusammenhang zwischen Marx' allgemeinen Gesellschaftstheorien und seinen nationalökonomischen Lehren	92
§ 14. Die sogenannte materialistische Geschichtsauffassung	93
§ 15. Der soziale Entwicklungsverlauf nach K. Marx	95
§ 16. Kritische Prüfung der Marxschen Entwicklungslehre	101
§ 17. Marx' Erklärung des Tausches	118
§ 18. Marxens Kostenauffassung	121
§ 19. Marx' Wertlehre	122

Seite

§ 20. Kritik der Marxschen Wertlehre 128
§ 21. Die teleologische Natur im Marxschen theoretischen System, seine normative Auffassung 130

Kapitel IV. Léon Walras.

§ 22. Physiokratie, Marxismus und moderne Theorie 133
§ 23. Allgemeingültigkeit bei wissenschaftlichen Begriffen und Gesetzen 134
§ 24. Der Ausgangspunkt der Betrachtungsweise in der modernen Nationalökonomie 136
§ 25. Walras' Tauschtheorie 139
§ 26. Die Produktion unter Vermittlung des Tausches 141
§ 27. Die moderne Theorie und die Einheitlichkeit in den Erscheinungen 148

Kapitel V. Abschluß.

§ 28. Die Befreiung der Wissenschaft von teleologisch-normativer Auffassung 155
§ 29. Norm und Gesetz im Verhältnis zu Theorie und Politik 158

Literaturverzeichnis. 161

Abkürzungen.

A. f. S. u. S.	= Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik.
G. d. S.	= Grundriß der Sozialökonomik.
H. d. St.	= Handwörterbuch der Staatswissenschaften.
J. f. G. V. u. V,	= Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft.
J. f. N. u. St.	= Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik.
Z. f. d. g. St.	= Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft.
Z. f. V. S. u. V,	= Zeitschrift für Volkswirtschaft, Sozialpolitik und Verwaltung.

Vorbemerkung.

Die nachfolgende Arbeit ist ein Abriß der nationalökonomischen Dogmen- und Ideengeschichte unter einem besonderen Gesichtspunkt, dem der ökonomischen „Interdependenz", als eines Zwangslaufs des ökonomischen Geschehens.

Um das Problem in eine klare Beleuchtung zu stellen, wird auf der einen Seite die moderne Nationalökonomie untersucht. Denn es ist das bleibende Verdienst von Walras und Pareto die Tatsache der allgemeinen „Interdependenz" aller Wirtschaftsgrößen in den Mittelpunkt der wissenschaftlichen Untersuchung gestellt zu haben. Auf der anderen Seite, im Gegensatz hierzu, wird ein höchst interessantes Gedankengebäude, das von Karl Marx behandelt, dessen Untersuchungen aber in der Frage der „Interdependenz" eine beachtliche Erwähnung finden.

Ferner eignet sich zu einer vertieften Perspektive eine Darstellung des Physiokratismus mit seinem Repräsentanten F. Quesnay. Durch eine Untersuchung dieses letzteren wird es uns möglich sein darzutun, wie der Gedanke einer allgemeinen „Interdependenz" entsteht und seinen wissenschaftlichen Ausdruck gefunden hat. Die drei gewählten Beispiele, welche den Kern der Untersuchung ausmachen, um den aber fast die gesamte Nationalökonomie sich herumrankt, dürften sehr geeignet sein, in wechselseitiger Beleuchtung ein klares Bild vom Gegenstand der Untersuchung, dem einer „wissenschaftlichen" oder „normativen" Behandlung und Erklärung des ökonomischen Geschehens, zu geben.

Einleitung.

Die Nationalökonomie ist eine der jüngsten Wissenschaften, im Vergleich zu einer ihrer älteren Geschwister, der Jurisprudenz, eine junge Wissenschaft, vielleicht höchstens 400 Jahre alt. Vielleicht noch jünger, vielleicht nur etwas über 100 Jahre alt. „Sie wird daher von ihren älteren Geschwistern gern über die Achsel angesehen, ja man wagt es sogar, ihr den Charakter einer selbständigen Wissenschaft abzusprechen." [1]) Seit ungefähr zweitausend Jahren steht in der Jurisprudenz ein großartiger geistiger Gedankenbau vor uns, während neben diesem festgefügten Gebäude unsere Wissenschaft den Charakter der Unfertigkeit, den einer unentwickelten Wissenschaft behalten hat, trotz Dezennien wissenschaftlicher Forschungsarbeit aller Kulturnationen, trotz des regen Interesses am Gegenstand unserer Wissenschaft, das allerorten zahlreiche Kräfte in ihren Dienst stellte. Dieser Charakter der Unfertigkeit zeige sich überall, heißt es, Gegensätze allerwärts, nicht nur in den Fragen der Technik der Forschung, sondern auch in der Auffassung vom Erkenntnisgegenstand, vom Ziel, Sinn der Nationalökonomie, ihrer Abgrenzung von anderen Zweigen wissenschaftlicher Forschung; zeige sich in der Auffassung der „Gesetze" oder besser nationalökonomischer Wahrheiten. Was trägt denn nun die Schuld an dem Bilde dieser Unfertigkeit, das die Nationalökonomie als Wissenschaft bietet? Haben früher wirtschaftliche Probleme etwa keine Rolle gespielt? Zweifelsohne! Nun, der Hauptgrund dafür dürfte wohl darin liegen, daß, weil die

[1]) Sagt sehr treffend Friedrich Bülow in seiner „Volkswirtschaftslehre", Leipzig 1931, S. 66.

Wirtschaft als Erkenntnisobjekt erst sehr spät [2]) in den Brennpunkt wissenschaftlichen Interesses rückte, der Wissenschaft von ihr die systematische Behandlung fehlte, wie sie dem prachtvollen geistigen Bau der Jurisprudenz eignet, der ein festes Gefüge anerkannter Sätze darstellt, das mit dem Fortschreiten dieser Wissenschaft nicht bloß weiter ausgebaut, sondern auch in seiner ganzen Lage verschoben werden kann, das aber seine Struktur als solche nicht ändert. Und fahndet man nach dem Wesen dieser 2000-jährigen systematisch-logischen Denkarbeit, so findet man diese in dem Vorhandensein von normierten, typischen, ideellen Tatbeständen als Regeln allgemeiner Artung, wodurch Ermöglichung einer Subsumtion der wirklichen reellen Tatbestände geschaffen ist. Das ist Jurisprudenz, und das hat Rom geschaffen!

Die tiefer liegende Ursache dieses Standes unserer Wissenschaft, dieser ihrer vermeintlichen geradezu verzweifelten Lage [3]), liegt aber in einer Sonderheit unserer Wissenschaft; liegt in einem gewaltigen Unterschied zu anderen Wissenschaften. Die ökonomischen Tatbestände erscheinen so komplex und proteusartig, die Ursachen und Wirkungen so verflochten und kompliziert, daß man sagen kann: Jeder wirtschaftliche Vorgang ist immer ein vielfältiger Vorgang hängt ab von Bedingtheiten [4]), die wieder neue Be-

[2]) „Betrachtet man in dieser Weise die „Nationalökonomie" oder „Sozialökonomie" als Wissenschaft im Sinne einer systematischen Darstellung und planmäßigen Erklärung der dazu gehörigen Erscheinungen und Tatsachen, so ist sie noch recht jungen Datums. Ihre Entstehung reicht in diesem Falle kaum weiter zurück als bis etwa in die Mitte des 18. Jahrhunderts" (Mombert, Geschichte der Nationalökonomie, Jena 1927). „Wissenschaftliches Interesse, stark genug, um kontinuierliche Arbeit und spezialisierte Arbeit sicherzustellen, wandte sich den Problemen des wirtschaftlichen Handelns nicht vor dem 18. Jahrhundert zu." (Schumpeter, Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung, 1926, Seite 79.)

[3]) So erst wieder neuerdings: Franz Oppenheimer in „Probleme der Wertlehre" I. Teil, München und Leipzig 1931, S. 149.

[4]) Und darum ist das Urteil über volkswirtschaftliche Zusammenhänge so erschwert, weil man immer nur einen Ausschnitt aus dem ganzen Bereich der Ereignisse sieht, welche wirtschaftlich ineinan-

dingtheiten bedingen, die, Glieder einer ununterbrochenen Abhängigkeitskette, wie die Perlen in einer Perlenkette zusammenhängen, und die einer bis zu einem gewissen Grade erforschbaren Regelmäßigkeit zugänglich sind.

Diesen spezifischen Zwangslauf, diesen zwangsläufigen, d. h. tatsächlich vorhandenen, gegebenen, nicht von Menschen gemachten [5]) Zusammenhang der ökonomischen Erscheinungen, in welchem eine eigentümliche Macht liegt, einer Erklärung zugänglich zu machen, damit das ökonomische Geschehen zu durchleuchten, dasselbe aus einheitlichen Prinzipien zu erklären und damit zu prüfen, ob das beschriebene Geschehen in Uebereinstimmung oder nicht mit ihrer ökonomischen Gesamtauffassung stehe, das ist A und O aller Nationalökonomie seit Quesnay gewesen, und in diesem wichtigsten Punkte hat die bisherige Lehre keine Meinungsverschiedenheiten aufzuweisen. Um die erstmalige Erforschung solcher zwingenden Abhängigkeitsreihen, um den

---

dergreifen. So ist es auch ungleich schwieriger, „Gesetzmäßigkeiten" in der Wirtschaft festzustellen als in der Natur infolge der überaus großen Verflochtenheit mit sozialen Massenerscheinungen und menschlichen Willensvorgängen. Ein und dieselbe Erscheinung kann ja aus der Einwirkung völlig verschiedener Ursachenreihen herrühren.

[5]) Die Wirtschaft ist auch ein „Natur"prozeß und nicht nur von jeher gewesen und in Zukunft „eine aus dem freien Entschluß der Menschheit heraus gestaltete Kultureinrichtung." Die Menschen müssen leben; das, was die Natur ihnen von sich aus bietet, ist dafür zu wenig. (Vgl. dazu die theoretische Wendung der Ricardoschen Rententheorie gegenüber dem Physiokratismus und Sombarts obiger Formulierung in „Die Zukunft des Kapitalismus" 1932 S. 5.) Deswegen ist alle Wirtschaft noch nicht „naturgesetzlich" gebunden, ein „Automatismus". Wir haben es in der Wirtschaft mit einem relativ determinierten Zwangslauf zu tun. Der Wille des Menschen vermag schon etwas. Nur wissen wir nicht, wie weit dieser Wille reicht, wie weit der eigentümliche Zwangslauf beeinflußbar ist. Ich erinnere nur an die Fragen, die mit der Bevölkerungsbewegung, dem technischen Fortschritt zusammenhängen, u. a. m. Hüten muß man sich aber stets vor einer grobschlächtig mechanistischen Auffassung des Wirtschaftslebens, oder wie Sombart es einmal ausgedrückt hat, das ganze Leben als eine einzige große Geschäftsabwicklung aufzufassen!

Mechanismus der ökonomischen „Interdependenz“ und die Aufstellung eines analytischen Apparates zur Durchleuchtung dessen, was die wirtschaftliche Welt im Innersten zusammenhält, nicht einem Bedürfnis der Praxis folgend, wie es noch das erste ökonomische Lehrgebäude, der Merkantilismus, bezweckte, welches ein System der Handelspolitik war, gestellt in den Dienst der modernen Staatenbildung, sondern dem Wunsch nach Erkenntnis, — um solche Erforschung hat sich die moderne Wissenschaft vom Wirtschaftsleben seit Quesnay bemüht.

Ganz so hoffnungslos ist demnach nun das Bild, das unsere Wissenschaft liefert, nicht. Ueber die Kardinalgesetze des Wirtschaftslebens herrschen, abgesehen von einzelnen detaillierten Thesen, keineswegs die entgegengesetztesten Anschauungen.

„Die Heftigkeit der Methoden- und Doktrinengegensätze“, sagt Schumpeter (Epochen der Dogmen- und Methodengeschichte, Gr. d. S. I, 1, Tübingen 1924, S. 124) ganz richtig, „erklärt sich auf unserem Gebiete teils aus seiner Natur und dem wirklich oder vermeintlich ökonomischen Thesen zukommenden politischen Interesse und teils aus der relativen Jugend energischer wissenschaftlicher Arbeit auf demselben“.

Darum die Nationalökonomie die „erfolgloseste“ Wissenschaft! Jeder einzelne wirtschaftliche Vorgang hängt ja, wie gesagt, mit verschiedenen Problemen zusammen, worunter dem politischen Wollen und Soziologisch-Weltanschaulichen ein gewaltiges Moment zukommt, so daß die Nationalökonomie von den mannigfachsten theoretischen und praktischen Interessen hin und her gezerrt zu werden pflegt. Begreiflicherweise bei einer Wissenschaft, deren Probleme in so enger Beziehung mit materiellen Interessen stehen, unvermeidlich. Und Keynes hat mit Recht hervorgehoben, daß wir auf jedem Schritt und Tritt von der Methode und dem Material nach so heterogenen Problemen belagert werden. So mußten über das, was ökonomische Theorie ist und leisten kann, und worauf es bei theoretischer Arbeit ankommt, ganz verschwommene

und unzutreffende Anschauungen entstehen: ein Bild buntschillernder Verschwommenheit und chaotischer Vielheit. Sie erklärt sich eben auch aus der relativen Jugend systematischer Arbeit auf unserem Gebiet. — Und trotzdem ist gemeinsamer intellektueller Boden geschaffen worden, und „unsere Wissenschaft entbehrt nicht einer organischen Entwicklung".

Langsam und stetig hat sich ein Grundstock nationalökonomischer Wahrheiten und ein Grundvorrat von Einsichten, der als gesichertes Ergebnis der Wissenschaft bezeichnet werden kann, konsolidiert. Die Einheitlichkeit der Grundlinien dieser Arbeit liegen in dem, was die Physiokraten aufbauten, und in dem, was sie instinktiv sahen. Denn „im letzten Grunde wollten schon die Physiokraten, was wir heute wollen" (Schumpeter).

Eine Kritik aber wird in keiner Weise unsere Ehrfurcht und Dankbarkeit zu jenen Vordenkern unserer Wissenschaft schmälern; ohne ihre Vorarbeit wäre gerade auch unsere Kritik und positive Theorie kaum möglich, wenn sie auch heute erkenntnistheoretisch bisweilen andere Wege geht.

Erstes Kapitel.

Die Entwicklung der Nationalökonomie zur Wissenschaft.

Systematik treiben heißt aber nun nichts anderes als: die Grundzusammenhänge des wirtschaftlichen Gefüges einer Untersuchung würdigen, zum Objekt einer selbständigen, einheitlich abgegrenzten und nur um der Erkenntnis willen vorgenommenen Untersuchung zu machen. Würdigen! Das war ja der Fehler der Zeit bis zum späten Merkantilismus, daß das Studium wirtschaftlicher Probleme verpönt, die Beschäftigung mit wirtschaftlichen Dingen als minderwertig erschien. Die Stellung der öffentlichen Meinung zur Wirtschaft ist heute eine wesentlich andere als in früheren Jahrhunderten; etwa im klassischen Altertum. Aus der Geschichte z. B. der griechischen Wissenschaften ist ersichtlich, wie die Menschen sich zunächst mit fernliegenden und weltentrückten Problemen beschäftigt haben. Immer greift ja der Mensch, um ein Wort Aristoteles' abzuwandeln, in seinem Drang nach Erkenntnis nach dem Entfernteren statt nach dem Nächsten. Die Lektüre von Schriftstellern wie Plato oder Cicero zeigt, wie wenig geachtet das Wirtschaften in der Antike war. Es erscheint als ein notwendiges Uebel, das

[1]) Zur Information kommen außer den Spezialwerken hier in erster Linie die grundlegenden Arbeiten von Schumpeter in Frage:

1. Epochen der Dogmen- und Methodengeschichte, G. d. S. I, 1. Tübingen 1924.

2. Der Beitrag über Deutschland im I. Bd. der Volkswirtschaftslehre der Gegenwart (herausg. v. Hans Meyer, Wien 1927): Arbeiten, denen wie Lederer (in seinem Aufriß d. ökon. Theorie, Tübingen 1931) ganz richtig sagt, für die Geschichte der Theorie schlechthin nichts, weder in der deutschen, noch in der ausländischen Literatur an die Seite zu stellen ist.

die Mittel für den Unterhalt der Krieger und Philosophen beschaffen soll. Mochte solche Auffassung auch von philosophischen Schriftstellern schroffer ausgesprochen worden sein, als dem allgemeinen Empfinden entsprach, so läßt sich doch jedenfalls daran nicht zweifeln, daß die Wirtschaft wenig beachtet wurde. Sie steht im Hintergrund, die Beschäftigung mit Philosophie und Politik ist würdiger und geachteter als die Erwerbstätigkeit. Es finden sich hie und da im Altertum bei den verschiedensten Schriftstellern verstreut wirtschaftswissenschaftliche Gedanken, allein zu wesentlichen Beiträgen zur theoretischen Nationalökonomie kommt es nicht; auch nicht im Mittelalter. Das ist auch nicht weiter verwunderlich, wenn man bedenkt, daß damals die Kirche und die griechische Philosophie die Wissenschaften völlig beherrschen. Der Geist steht im Banne der griechischen Philosophie und der katholischen Theologie. Das nationalökonomische Denken ist theologisch orientiert. Die ganze Einstellung ist eine weltabgekehrte durch die Vertiefung der Religiosität. Darin lag wieder (wie im Altertum) eine Geringschätzung des Irdischen und damit des Zentralen, des Wirtschaftlichen. Nicht Erklärung, sondern Sinndeutung des ökonomischen Geschehens wurde erstrebt.

Alle Wirtschaftswissenschaft in jener Zeit ist Wirtschaftsethik [2]). Auch damals sprach man schon von „Wirtschaftsgesetzen“ [3]); diese sind aber ihrer logischen Struktur gemäß, typisch für die damalige Zeit und Geistesrichtung, nichts anderes

[2]) Infolge der Entwicklung der Wirtschaft (Handel, Kreuzzüge, Geldwirtschaft) war die Kirche gezwungen, zu den Tatsachen der Wirtschaft Stellung zu nehmen. Die wirtschaftlichen Fragen wurden aber nur unter dem Gesichtspunkt der christlichen Moral behandelt. Oberster Leitsatz ist die Verwirklichung des Gottesstaates.

[3]) J. Bonar (Philosophy and political economy in some of their historical relations, London 1893, S. 212) findet die Bezeichnung „Gesetz“ schon bei Aristoteles in seiner Darstellung der wirtschaftlichen Entwicklung eines Staates (Aristoteles, Politeia, I, 3). Vgl. auch hierzu: J. Dobretsberger, Die Gesetzmäßigkeit in der Wirtschaft, Wien 1927.

als „Vorschriften, die sich nach dem vermeintlichen Willen Gottes richten, der aus den Gesetzen der Bibel und aus den Schriften der Kirchenväter erforscht werden müsse“ [4]). Wir können hier von einem teleologisch-normativen System sprechen, resultierend aus der Geisteshaltung einer scholastischen Wirtschaftsauffassung, die ihre beste Darstellung bei Th. v. Aquino findet. Neben den kirchlichen sind es dann die staatlichen Gesetze, die das gesamte Wirtschaftsleben meistern und beherrschen zu können glauben. Stadt, Kirche und Zünfte sind ja die Träger der damaligen wirtschaftlichen Praxis, die kirchlich-ethisch fundiert war.

Mit dem Aufkommen des Absolutismus, der Territorialwirtschaft (das Mittelalter kennt den Begriff der Nation noch nicht), tritt an die Stelle des Ethisch-Teleologischen, das den kirchlichen Interessen dient, der staatspolitische Gesichtspunkt, welcher der Staatsraison des absolutistischen Fürstenstaates Rechnung trägt.

Die Wirtschaft rückt hiermit in den Kreis der Politik ein. Sie steht im Dienste der politischen Gewalt. Der Staat überdeckt noch schützend Wirtschaft und Gesellschaft. Er ist Selbstzweck und die Wirtschaft Mittel, um die Machtentfaltung des modernen Staates zu ermöglichen, eine Angelegenheit der staatlichen Verwaltung.

Der Staat muß reich werden, soll er reich werden, muß das und das geschehen.

In diesem Sinne ist also Merkantilismus, nationalökonomisch gesehen, noch keine „Theorie“, die eine aus sich selbst gestaltende und sich in sich selbst bewegende Wirtschaft begreift, sondern Merkantilismus ist, weil der Staat handelnd eingreift und die Wirtschaft unterstützt, ein System wirtschaftspolitischer Maßnahmen. (Eine Sammlung von Einzelrezepten richtig beobachteter Einzeltatsachen.) Die staatlich wirtschaftspolitischen Verhältnisse der damaligen Zeit bedingten ja eine solche Auffassung der Wirtschaftswissenschaft.

[4]) Vgl. E. Oppler, Der Begriff des Wirtschaftsgesetzes in der Volkswirtschaftslehre, 1930. Münster i. W. S. 9.

Aber in der Handelstheorie wie auch Geldtheorie ist im Merkantilismus schon vorzügliches geleistet worden, wie das von Sombart überzeugend dargelegt worden ist, neuerdings in ganz ausgezeichneter Zusammenfassung von E. Heckscher. Die vermeintliche Ueberschätzung der Handelsbilanz im merkantilistischen Schrifttum hatte doch ihre Berechtigung, wenn man bedenkt, daß die Handelsbilanz damals noch nicht dieselbe Rolle gespielt hat wie heute, man denke nur an das damalig noch völlig unvollkommene Kreditwesen.

Trotzdem wird ihre Bedeutung nicht übersehen.

Der erste Schritt zur Analyse der Volkswirtschaft!

Seit dem Altertum gelangt, schon im 14. Jahrhundert, im Anschluß an die bisherige ethisch-religiöse Methode zum ersten Male eine wesentlich andere Betrachtungsweise der Wirtschaft zur Entstehung: die naturwissenschaftlich-mechanische. Dem Franzosen Buridan (1358 gest.) gelingt zum ersten Mal ein Einblick in die Wechselbeziehung zwischen wirtschaftlichen Erscheinungen. Er stellt erstmalig Betrachtungen über die Preisbildung, fruchtbare Wirtschaftsbetrachtungen an, welche die Tatsachen des Wirtschaftslebens streng kausal, naturgesetzlich zu erklären suchen, vielleicht die erste rein ökonomische Leistung. Staat und Gesellschaft erscheinen unter neuen Gesichtspunkten. Als Resultat bewußter Forschung ergibt sich bei ihm: Die „Gesetze" der Wirtschaft gelten jenseits von Staat und fürstlicher Machtwillkür.

Weiter finden wir bei Jean Bodin Beobachtungen zwangsläufiger Abhängigkeit ökonomisch wichtiger Erscheinungen, die Wechselbeziehungen feststellen zwischen Geldwert und Warenpreis. Er „begreift die Preissteigerung erstmalig aus dem Zuviel an Geld und wird damit zum Begründer der Quantitätstheorie, die einen ursächlichen Zusammenhang zwischen Geldmenge und Geldwert behauptet" [5]), eine Erkenntnis, die sich später bei Quesnay und Hume wiederfindet.

[5]) Les six livres de la république, Paris 1583. Vgl. F. Bülow, a.a.O. S. 74.

Aber das war alles nur ein instinktives Fühlen genereller Zusammenhänge.

Man suchte nach einem Standpunkt in gewissen Einzelfragen, man griff nach kurzen Kausalzusammenhängen, die sich hier und da, zunächst ohne tiefere Beziehung zu einander darboten. Hier können wir noch nicht nach großen Ueberblicken suchen[6]). Immer sind es in der Hauptsache nur Einzeluntersuchungen[7]), immer praktische Zwecke ausschlaggebend. Technologien: Kunstlehren für die Lösung aktueller Zeitfragen. (Alles theoretische Denken steht im Dienste der praktischen Tat.)

Aber immer tiefer geht das Suchen, und ganz langsam und allmählich reift über zersplitterte Teilerkenntnisse, über Moralphilosophie und Politik hinweg, eine selbständige „neue" Wissenschaft heran, herausgehoben aus praktischer Dienstbarkeit (zur Lösung von Einzelaufgaben) und theologischer Dogmatik. Eine Wissenschaft, welche in die Analyse des Zentralphänomens, nämlich einer „Eigengesetzlichkeit", einer Zwangsläufigkeit, einer „necessity beyond all resistance",[8]) wie es Th. Mun ausdrückte, eintreten konnte.

Schumpeter hat hier ganz richtig gesehen, daß die wissenschaftliche Nationalökonomie, so wie sie sich bis zum Physiokratismus entwickelte, aus zwei deutlich zu unterscheidenden Wurzeln sich konstituierte. Es sind zwei Gedanken-

---

[6]) Die Wissenschaft gliedert ihre wirtschaftlichen Erkenntnisse noch nicht in ein gedankliches System.

[7]) Trotzdem beruhen die Schriften der Merkantilisten auf einer geschlossenen Grundlage, welche aus Elementen der aristotelischen Philosophie, aus der ins Wirtschaftliche gewandten Staatslehre Machiavellis und einer römisch-rechtlichen Staatsauffassung zusammengesetzt und durch die Anschauung vom Staat als eines einheitlichen Organismus in ein System gebracht wurde. Im Vertrauen auf die Fortschritte der Naturwissenschaften und die gewaltig überschätzte Allmacht des Staats glaubten die Merkantilisten, die Volkswirtschaft zu einem rationalistisch-mechanischen System ausbauen zu können.

[8]) Zit. bei E. Salin, Geschichte der Volkswirtschaftslehre, Berlin 1923.

gänge, die lange voneinander unabhängig waren: Eine Gedankenmasse kam aus der großen Mutterwissenschaft, der Philosophie, und die andere aus dem Motiv des Interesses an praktischen Zeitfragen[9]). Das Letztere ist auch später so geblieben[10]). Alle unsere wirklich großen produktiven Gedanken stammen von Praktikern, die mitten im praktischen Leben standen (Malthus, Ricardo, Thünen etc.), und geschult an der praktischen Erfahrung, den Blick schärften für die Praxis des Lebens, die ein Problembewußtsein erzeugt, eine geistige Haltung, welche sich interessiert für das Leben der Frage. (Nur ist das nicht so zu verstehen, als ob, wie noch bei den Merkantilisten, später Erkenntnis nur darum gesucht wurde, um sie sofort praktisch zu nutzen.)

§ 1. Die ökonomischen Erscheinungen.

Was heißt das: eine Erscheinung ist ökonomisch? Wie soll ich den Unterschied herausfinden zwischen einer ökonomischen Erscheinung und einer anderen? Die Antworten auf diese Frage fallen verschieden aus, und das kommt nicht nur in solchen Diskussionen vor, wo die Forderung nach klaren und unzweideutigen Begriffen nicht so erheblich ist; auch in der Wissenschaft, die zu ihrer speziellen Aufgabe die Erklärung der ökonomischen Erscheinungen hat, hat die Antwort oft gewechselt. Die unvermeidliche Folge von mangelnder Klarheit und Prägnanz in diesem Punkt war die, daß der Gesichtspunkt einer wissenschaftlichen Betrachtung des ökonomischen Lebens oft willkürlich gewählt wurde. Definiere

[9]) Vgl. J. Schumpeter, Epochen der Dogmen- und Methodengeschichte, G. d. S. I, 1. Tübingen 1924, S. 21.

[10]) Immer ist es der Einfluß der tatsächlichen Vorgänge im Wirtschaftleben, der sich geltend macht bei der Fortentwicklung und Weiterbildung des ökonomischen Denkens. Und jede Theorie wird um so fruchtbarer sein, je mehr sie sich an den Vorgängen des Wirklichen Lebens bilden und — sagen wir es gleich — umbilden kann. Denn jede Theorie muß ausgehen von einer Hypothese, ist nichts Axiomatisches.

ich beispielsweise ökonomische Wirksamkeit so, daß jedes Streben nach einem gewissen Ziel ökonomisch heißt, so kann ich entweder mich veranlaßt fühlen, die Wirksamkeit selbst zum Gegenstand der Beschreibung zu machen — und da wird offenbar das Hauptgewicht auf das Technische gelegt — oder ich kann in dem Charakter dieses Ziels, das aufgestellt wird, das für das Oekonomische Essentielle finden, das zu einem Urteil über das Ziel des Strebens führen muß. Verhält es sich nicht dagegen so, daß die ökonomischen Erscheinungen, wenn sie im wesentlichen nicht durch Zweckmäßigkeits-Beschaffenheit oder durch technische Anwendung der Mittel gekennzeichnet sind, vielmehr von einem Verhältnis zwischen einem Ziel überhaupt und den für die Erreichung dieses Ziels in Anspruch genommenen Mitteln bestimmt werden? Es ist erst die Grenznutzentheorie, die eine wissenschaftliche und allgemeingültige Definition der ökonomischen Erscheinungen zu geben versucht hat.

§ 2. **Die gesetzmäßige Regelung im konkreten Leben.**

Die nationalökonomische Wissenschaft kann durch Wahl eines wesentlichen und objektiven Standpunkts und durch eine klar ausgebildete Begriffsbildung das Tun und Lassen der Gesellschaftswesen so beschreiben, daß diese Beschreibungen den Grad von Allgemeingültigkeit haben, die die wissenschaftlichen „Gesetze" auszeichnet. Nun ist aber das Eigentümliche mit diesen „Gesetzen", daß sie für Menschen gelten, die einen gewissen Grad von Freiheit haben bei der Gestaltung ihrer Lebensverhältnisse. Man kann da sich fragen: geschehen die Handlungen der Menschen zur Erreichung von gewissen Zielen mit derjenigen Notwendigkeit, die die Voraussetzung bildet dafür, daß sie beschrieben werden können in der Form von allgemeingültigen Gesetzen? Ist es nicht so, daß auf ökonomischem Gebiet, wie den meisten Gebieten des Gesellschaftslebens überhaupt, das Individuelle, das Persönliche eine entscheidende Rolle spielt? Das Individuelle —

der Gegensatz des Allgemeingültigen! Und dies Persönliche ist etwas Endliches, Veränderliches; unter verschiedenen Zeit- und Raumverhältnissen wechseln die Ideale der Individuen, ihr Wille, ihre Wünsche. Kann man also das, was mit dem Individuum zu tun hat auf eine andere Weise als durch Rücksichtnahme auf das Eigene, das Besondere, das Zeit- und Raumgebundene beschreiben? Diese Fragen sollen im folgenden betrachtet werden; hier mag nur preliminär angedeutet werden, daß das Zeit- und Raumgebundene, das Besondere, das Persönliche, keineswegs die Existenz eines gesetzmäßig geregelten Zusammenhangs, einer „Interdependenz" in ökonomischer Hinsicht untergräbt. Der Unterschied ist nur der: die ökonomischen „Gesetze" wirken nicht in einem leeren Raum, sondern in einem Medium, das von den menschlichen Handlungen und Willensakten gebildet wird. Der Wirrwarr der konkreten Lebensformen schimmert bloß unter der dahinterliegenden wirkenden Wirklichkeit durch. Man braucht sich absolut nicht zu wundern, daß man im ökonomischen Denken so oft zu Fall kommt, wenn man das Subjektive, das Zeit- und Raumgefärbte, in Allgemeingültiges verwandeln wollte. Auf keinem anderen Erkenntnisgebiete dürfte man öfters eine Bekräftigung für die psychologische Erfahrung finden, daß der Mensch dazu neigt, die Wirklichkeit in Uebereinstimmung mit seinen Wünschen zu konstruieren. „Droht doch, leider, kaum in einer zweiten Wissenschaft wie hier die Gefahr, daß unser Denken mit unserem Wollen und Fühlen durchgeht" [11]). Und nirgends anders macht sich der Dilettantismus so breit wie in unserer Wissenschaft.

[11]) v. Gottl, Fordismus, Jena 1926, 3. A., S. 109.

Zweites Kapitel.

Das physiokratische System.

§ 3. Das erste nationalökonomische Lehrgebäude: Sein Zusammenhang mit den allgemeinen Zeitideen.

Der große Wurf, generelle Zusammenhänge aufzudecken, ans Licht zu ziehen, um zur Analyse weiterer Bedingtheiten, Wirkungen und Gegenwirkungen zu kommen, zu einer Erklärung eines ökonomischen Gesamtgeschehens, zu einer Gesamtvorstellung, zu einem System, gelang zum ersten Mal in unserer Wissenschaft François Quesnay (1694—1774).

Diese Gesamtvorstellung[1]) hat Quesnay ganz allein aus sich heraus entwickelt[2]) und gedanklich nachgebildet. Darum ist er einer der kultiviertesten[3]) und originellsten Denker unserer Wissenschaft, und darum gilt er noch heute als der Be-

---

[1]) Jeder große Geist geht von einer Gesamtvorstellung aus, hat Freude an einer solchen, um von dort zu einheitlichen Prinzipien vorzustoßen. Jedes letzte Prinzip ist aber Ausdruck einer letzten Wirklichkeitsschau.

[2]) Von A. Oncken überzeugend nachgewiesen gegenüber den verschiedenen verwischenden Angaben Duponts, der das physiokratische System bald getrennt von Gournay und Quesnay entdeckt werden läßt; bald aus der Zusammenarbeit von Gournay, Mirabeau und le Mercier entstehen läßt. (Entstehen und Werden der physiokratischen Theorie in Zeitschr. f. Lit. u. Gesch. der Staatsw., Leipz. 1897.)

[3]) „Nach den großen Synthesen von Antike und Mittelalter wird hier bei Quesnay wieder zum ersten Mal ein umfassendes staatsphilosophisches und sozialwissenschaftliches System gestaltet. Es war kein Zufall, wenn Quesnay den Gegensatz von Platos Politeia und νομοι erneuernd, dem ordre naturel einen ordre positif gegenüberstellte", schreibt F. K. Mann in einer Besprechung des Salinschen Buches: Geschichte der Volkswirtschaftslehre in Schmollers Jahrb. 1930, Bd. 54, H. 4, S. 131.

gründer der Nationalökonomie als selbständiger Wissenschaft, weil hier zum ersten Mal Fühlung genommen wird mit dem eigentlichen Nerv ihrer Probleme. Das Problem einer Wirtschaftstheorie wird von ihm zuerst erfaßt (d. h. scharf umgrenzte Fassung der wirtschaftlichen Sondermerkmale). Das ist eine der Konzeptionen, die bis heute festgehalten worden ist. Später verdichtet sich nur und erweitert sich der schon von den Physiokraten behandelte Stoff. Die einzelnen Teile werden weiter ausgebaut. Der Begriff des ökonomischen Geschehens wird verengt. Das Wirtschaftsleben erfaßt als ein System von Austauschverhältnissen, als ein Querschnitt durch die Wirklichkeit, um ein zielunsicheres Abschweifen auf andere Lebensgebiete zu vermeiden.

Die Aufgabe der Wissenschaft ist es ja, die Wirklichkeit möglichst genau zu kopieren. Allein die uns umgebende Wirklichkeit ist von so wechselnder und mannigfaltiger Beschaffenheit, daß es einfach unmöglich ist, die Realität als Ganzes zu erfassen. Wir können die Wirklichkeit nicht in ihrem Sein, wie sie an sich ist, erfassen, wir müssen sie vereinfachen, umformen — anstelle der Abbildung. Das Mittel ist die Begriffsbildung, sind Ordnungsbegriffe, die jede Wissenschaft an die Wirklichkeit heranbringt. (All' unsere Begriffe aber sind stets ärmer als die mannigfaltige Wirklichkeit.) Wir formen die Wirklichkeit um zu einem Erkenntnisobjekt. Immer schildert die Wissenschaft nur gewisse Seiten der Wirklichkeit: sie geht stets auf das „Wesentliche", sucht das „Wesentliche" zu erfassen. Denn je mehr empirische Wirklichkeit ein Begriff beinhaltet, um so unanschaulicher, komplizierter, verschwommener wird er. Das wirkt sich dann auf das Urteil aus.

Ohne Umformung bleibt jede Apperzeption bloßes „Erleben", bloße Beschreibung, nicht Erkenntnis vom Zusammenhang der Tatsachen, nur Feststellung, Beobachtung. Und diese kommt nie zur Entwicklung von Prinzipien, allgemeinen Sätzen, die ordnende Gedanken enthalten. Dies Bemühen um

Herausarbeitung eines von der Erfahrung unabhängigen [4]) Erkenntnisobjekts ist ein Problem der Oekonomie seit Quesnay.

Dieser Standpunkt einer bewußten Enge [5]) und Einseitigkeit [6]) ist bis heute festgehalten worden, und bis heute haben sich diese Grundlagen als brauchbar erwiesen im Gegensatz zur „historischen" und „soziologischen" Schule der Volkswirtschaftslehre, die sich eine viel breiter orientierte Erfassung des Wirtschaftslebens zur Aufgabe machte, hinausstrebte aus der Enge der Abstraktion und erstrebte Vertiefung in das volle Menschenleben.

Häufig bezeichnet man Adam Smith als Begründer unserer Wissenschaft, aber Smith gibt keine einheitlich geschlossene Wirtschaftstheorie und Politik, kein so anschauliches Gesamtbild des ökonomischen Gesamtprozesses, ist nicht original, steht ganz auf den Schultern F. Quesnays. Smith ist kein ursprüngliches Genie, nicht der Mann rigoroser Analyse, wie Quesnay und später Ricardo. Smiths Werk ist das Resultat eines schöpferischen Eklektikers, und insofern konnte er auf den Fundamenten seines Vorgängers [7]) ein neues, breiteres und wenigstens in den Grundzügen einheitliches Gedankengebäude errichten, gegenüber dem geschlosseneren, engeren, zuweilen über die Grenze des Systematisch-Tragbaren hinaus-

[4]) Trotzdem ist die Volkswirtschaftslehre keine aprioristische; ohne Abstraktion ist das Wesentliche nicht zu erfassen.

[5]) Diese vermeintliche Schwäche ist gerade eine Stärke: sie führt zu einer klaren Durchsichtigkeit und zu einer überlegenen Denktechnik, freilich hat sie auch Gefahren, die jede zu weitgehende Abstraktion in sich birgt.

[6]) Vielleicht am meisten überspitzt bei Ricardo, welcher aber gerade dadurch das Letzte leistete in der Analyse der „Interdependenz" einiger Prozesse der modernen Verkehrswirtschaft.

[7]) Jedenfalls fußen die Lehren der klassischen Schule in viel größerem Maße auf den Ansichten Quesnays, als früher angenommen wurde. Smith selbst weist auf Quesnay hin, sein (Quesnays) System sei der Wahrheit näher gekommen als irgendein anderes. Er hätte auch sein Werk Quesnay gewidmet, wenn Quesnay länger gelebt hätte.

gehenden Bau Quesnays. Wir finden bei Adam Smith, abgesehen vom Gedanken der Arbeitsteilung, der aber auch schon bei Quesnay zu finden ist, und der mehr historisch eingestellten Betrachtungsweise Smiths, kaum einen neuen ihm allein gehörenden Gedanken [8]).

Also: ein wirklich planmäßiges Nachdenken über die Gesamtheit der wirtschaftlichen Erscheinungen hat sich erst ziemlich spät entwickelt, während wir einer Betrachtung einzelner wichtiger Tatsachen und Vorgänge schon früher begegnen. Vor dem Ausgang des Mittelalters trat ein nationalökonomischer Problemkreis als Erkenntnisobjekt einer eigenartigen, selbständigen, von anderen Wissenszweigen unterschiedenen Wissenschaft, nicht ins Bewußtsein. Es fehlte noch der Ueberblick über jenen ökonomischen Gesamtprozeß, der Einblick in die zwangsläufige Bedingtheit des Gesamtvorgangs, in die „Interdependenz" der ökonomischen Erscheinungen, welchen man als gesellschaftlichen Stoffwechsel oder wirtschaftlichen Kreislauf – in Wirklichkeit eine zu grobe Abstraktion [9]) — bezeichnet hat. Er fehlte, weil, wie Schumpeter es ausdrückt, der Leitungsdraht ökonomischer Kausalität, der Einblick in die inneren Notwendigkeiten fehlte.

Und so war es Quesnays unvergängliches Verdienst, daß er im „Tableau économique" zum ersten Mal eine geschlossene Analyse volkswirtschaftlicher Phänomene gab und jenes Denken in volkswirtschaftlichen Zusammenhängen heranbildete, jene entsprechende Denkschulung, ohne die das Urteil über und die Einsicht in wirtschaftliche Probleme dilettantisch bleibt. Das, was die Physiokraten wissenschaftlich und theoretisch geleistet haben, ist etwas

---

[8]) Wie es um Marx' Originalität steht, der sich so eng an Ricardo anschließt, wird weiter unten auszuführen sein. So gut wie alles, was wir über das Wesen der Dynamik haben, ist hier bei diesen Theoretikern antizipiert, zum Teil viel tiefer erfaßt, als es sonst bisher überhaupt geschehen ist.

[9]) Die tatsächlichen Vorgänge sind unendlich komplizierter.

ganz anderes als das, was ihre Vorgänger taten. Der Verlauf des wirtschaftlichen Lebensprozesses wird erstmalig für sich erfaßt. Nun kann man zum ersten Mal von einer Theorie des Wirtschaftslebens sprechen und zwar, da das letztere im Ganzen des Volkes (innerhalb eines Staates), verfolgt wurde, von einer Theorie der Volkswirtschaft.

Quesnay, dieser wahrhaft große und geniale französische Nationalökonom in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, erschaute zum ersten Male alle Einkommensströme der kapitalistischen Verkehrswirtschaft — Produktions-, Zirkulations- und Reproduktionsprozeß — in einer durchgehenden Verbundenheit und wechselseitigen Abhängigkeit. Und in seiner durch eine bestimmte Anschauungsweise bedingten Art brachte er diese Erkenntnis einer „Interdependenz" in die Form[10]) eines „Tableau économique", in welchem die Grundzusammenhänge[11]) des ökonomischen Geschehens ihre Analyse finden sollten, und das auch wirklich ein Symbol für den Gesamtzusammenhang der Wirtschaft ist. Er tat damit den entscheidenden Schritt von der merkantilistischen Zusammenstellung bloßer volkswirtschaftlicher Ratschläge und Einzelbetrachtungen zur Nationalökonomie als einem systemartig geschlossenen, von verwandten Untersuchungsgebieten abgegrenzten wissenschaftlichen Eigengebiete. Es war einer der wahrhaft positiven,

---

[10]) Das Wichtige für die Entwicklung unserer Wissenschaft ist, daß hier zum ersten Male die alle wirtschaftlichen Gegebenheiten zu einem einheitlichen Systeme vereinigende Form gefunden wurde; dadurch wurde die Nationalökonomie als eine in sich geschlossene Wissenschaft begründet — methologisch, nicht sachlich eine hervorragende Leistung!

[11]) „Ich habe mir vorgesetzt, ein Grundtableau der ökonomischen Ordnung herzustellen, um darin die Ausgaben und die Hervorbringung in einem leichtfaßlichen Anblick zu vergegenwärtigen, woraus man mit Klarheit die Ordnungen und Unordnungen, welche die Regierung verursachen kann, zu beurteilen vermag", schreibt Quesnay Mai 1759 bei Übersendung des „Tableau" an Mirabeau. (Zitiert bei Oncken, Geschichte d. Nat.-Ökonomie I, Leipzig 1902, S. 393.)

vorwärtsweisenden Gedanken, völlig neu und originell, darum auch so fruchtbar für alle weitere Forschung, daß die Einzelerscheinungen in einer zwangsläufigen „Interdependenz" stünden. Das zeigt eben Quesnay im „Tableau". Eine exaktere Darstellung einer durchgehenden „Interdependenz", eine durchdringendere Analyse der vielfältigen Bedingtheit des ökonomischen Geschehens konnte er nicht geben. Aber der Grundgedanke besitzt jene einfache Größe, wie sie nur den seltenen genialen Konzeptionen eignet (Schumpeter). Dieser Gedanke hat Schule gemacht: Das „Tableau" als möglichst konkrete Erfassung des wirtschaftlichen Kreislaufs ist heute das Ziel wertvoller Untersuchungen. (Vgl. J. Marschak, Arch. f. Soz.-Wiss. u. Soz.-Pol., 68. Bd., 2. H., S. 230 ff.) Auch finden wir schon bei Quesnay Ansätze zu den später von Smith, Ricardo und Malthus weitergebildeten Wert, Preis-, Lohn- und Bevölkerungstheorien. Letztere ist schon bei ihm vorgebildet in fast wörtlicher Uebereinstimmung mit der von Malthus: „Die Bevölkerung", sagt Quesnay, „übersteigt immer die Reichtümer, sowohl in gut wie in schlecht regierten Staaten, weil die Fortpflanzung keine Grenzen hat als die des Unterhalts und weil sie immer die Tendenz besitzt [12]), über diesen hinauszuwachen" (zitiert bei Wolf, J.: Artikel Bevölkerungsfragen i. Hdw. d. Soziologie 1931, S. 54).

Der Grundgedanke des Organischen, die Idee des wirtschaftlichen Kreislaufes, war schöpferisch. Diese Erkenntnis einer „Interdependenz", einer funktionalen Abhängigkeit wirtschaftlicher Erscheinungen voneinander, gibt ja die Basis ab

---

[12]) Nun, jede liberale Wirtschaftsauffassung sieht ja keine Gefahr in einer Bevölkerungsabnahme oder in einem Stillstand der Bevölkerung. Natürlich sind die heutigen Voraussetzungen einer Diskussion über das Bevölkerungsproblem völlig andere, als die zur Zeit von Quesnay. (Wir kennen heute die ungeheure Gefahr, in der wir uns befinden, wissen, wie groß die Selbstgefährdung der weißen Völker ist, wenn wir immer weiter in einen Zustand biologischer Unterbilanz geraten.)

für jede Erkenntnis in der Wirtschaftswissenschaft überhaupt. Sie geht zurück auf das Gesetz der Wechselwirkungen[13]).

Darum ist der Vater des Physiokratismus auch der Vater der Nationalökonomie. Wir suchen ja Regelmäßigkeiten, auf Grund empirischer Beobachtung durchdachte Sätze, Knotenpunkte des Geschehens, „Gesetze", sozusagen bestimmte Formeln, die schlechthin gelten, in denen das Geschehen eingefangen wurde, Erkenntnissätze allgemeiner Geltung, die den Ablauf des ökonomischen Geschehens beherschen, gewisse Abhängigkeitsverhältnisse, deren Tatsächlichkeit nicht geleugnet werden kann. Und je mehr, umso besser, um so gefestigter steht unsere Wissenschaft da!

Hier, im Physiokratismus, liegt zum ersten Male ein System vor uns, hier zum ersten Male die Vorstellung, daß die Volkswirtschaft ein Organismus sei, ein Kreislauf, den wir beobachten können. Quesnay gibt auch ein Grundprinzip an: An einer Stelle beginnt der Kreislauf, das ist die Landwirtschaft; von dort aus tritt eine Gütermenge in den Organismus ein, geht hindurch und endet wieder bei ihr. Sie, die Physiokraten, rührten ans Herz der wirtschaftlichen Vorgänge, sie sahen hindurch durch den Geldschleier und wiesen hin auf die konkreten Vorgänge — ein Fortschritt gegenüber dem Merkantilismus —, auf die Vorgänge der Austauschverhältnisse. Hier auch schon bei Quesnay ein Ringen um die Frage des „abstrakten" Kapitalbegriffes. Freilich gaben die Physiokraten diesem Begriff einen zu weiten Umfang.

Dieser oben bezeichnete Grundgedanke war freilich falsch, willkürlich, spekulativ, konstruktiv, aber die Beobachtungen waren zum Teil sehr richtig. Hier zeigt sich, daß eine falsche Theorie nicht wertlos zu sein

---

[13]) Vgl. Surányi-Unger, Theo, Philosophie in der Volkswirtschaftslehre, Bd. I, Jena 1923, Bd. II, Jena 1926, S. 283. Zit. bei Oppler a.a.O. S. 22. Hauptsächlich die mathematische Schule hat die Aufmerksamkeit der Theorie darauf gerichtet, daß es sich beim Preisbildungsvorgang mehr um gegenseitige Abhängigkeitsverhältnisse als um ein Kausalverhältnis von Ursache und Wirkung handelt.

braucht. Diese Theorie hat heute noch ihre Bedeutung, sie ermöglichte richtige Vorausbestimmungen zu treffen, wies hin auf Möglichkeiten – zwecks weiterer Erkenntnis[14]). Man vergißt nur zu oft die Tatsache, wie alles Folgende auf ihnen baute. Auf alle Fälle war ihr System theoretisch in dem Sinne wie bei Ricardo, wenn auch Physiokratismus nicht frei war von anderen Elementen. Das ist nicht weiter verwunderlich in den Anfängen wissenschaftlicher Forschung. Ist doch alle Theorie als solche nur Vermutung, ein Suchen, ein Versuch, um „Wesentliches" zu erfassen. Und dann wird man über das Wesen von Theorien, ihren Wert oder Unwert, nachsichtiger urteilen.

Und darin lag das ganz Neue, Unerhörte dieser Lehre, daß sie im Gegensatz zu allen früheren Versuchen dieses Phänomen „Volkswirtschaft", diesen Organismus physiologisch und anatomisch als einen naturgesetzlichen, einheitlichen Lebensprozeß mit eigenen Lebensbedingungen[15]) zu be-

---

[14]) Trotzdem die Einsteinsche Relativitätstheorie in krassem Gegensatz zur klassischen Physik steht, so ist die letztere doch nicht deshalb wertlos!

[15]) „Man hat die Aufstellung des tableau économique gewöhnlich dem Umstande zugeschrieben, daß Quesnay als Arzt das Wirtschaftsleben in Analogie zum menschlichen Körper, den Güterumlauf in Analogie zu dem von Harvey kurz zuvor entdeckten Kreislauf des Blutes gefaßt habe," schreibt W. Petzet (in „Der Physiokratismus und die Entdeckung des wirtschaftlichen Kreislaufes" 1929 S. 147) und zitiert dabei Oncken, Knies und Denis, und er bemerkt dann sehr richtig: „Dieser gleichzeitige Fortschritt im allgemeinen Zivilisationsprozeß hat als Beispiel sicher bei der Darstellung des, einmal als selbständiges Gebiet erkannten, Wirtschaftslebens mitgeholfen; entscheidend war er nicht. Andere Mediziner, die sich wie Petty, Barbon mit der Volkswirtschaft beschäftigten, haben die gleiche Entdeckung nicht gemacht. Damit überhaupt der Gedanke an eine sinnvolle Übertragbarkeit des medizinischen Musters auf die Ökonomie entstehen konnte, damit derselbe nicht bestenfalls in einer vagen Analogie stecken blieb, mußten Wirtschaft und Politik (Praxis) auseinanderfallen. Der Standpunkt mußte ein solcher sein, daß er das Blickfeld auf eine Wirtschaft an sich, ein zunächst noch chaoti-

greifen suchten mit naturwissenschaftlichen Forschungsmethoden, um zu einer Erklärung des ökonomischen Geschehens zu kommen, zur Durchführung einer ökonomischen Analyse (zwecks Uebersichtlichmachung und Durchleuchtung eines Organismus wie die Volkswirtschaft).

Es war ja die Zeit der beginnenden Aufklärung, die Zeit naturwissenschaftlich-naturphilosophischer Einstellung, die das mittelalterliche Wissenschaftsideal verdrängt und ganz andere Prinzipien an die Stelle setzt. Die mechanistische Naturauffassung, begründet durch Demokrit, weitergebildet durch die Epikureer, exakter fundiert durch Kopernikus, Kepler, Galilei, Newton u. a. ist es, die jetzt hervortritt, die generalisierende Naturgesetze[16]) als Ziel der Naturerkenntnis aufstellt und sich auszeichnet durch das Streben nach einheitlicher quantitativer, streng kausaler bezw. funktionaler Erklärung der Phänomene. Von allem Qualitativen, wie es den Inhalt des unmittelbaren Erlebens bildet, wird abstrahiert. „Hier liegt das Weihnachtsfest unserer neuen Zeit", wie Goethe es ausdrückt.

Die mathematische Naturwissenschaft wird das Vorbild aller Wissenschaften. Kein Wunder, daß diese neue Lehre mit dem Anspruch auftrat, „Naturgesetze" des Wirtschaftslebens als eines Kosmos, der vom menschlichen Willen unabhängigen Gesetzen, also Naturgesetzen, unterworfen ist, aufzuweisen. Mit der Strenge wissenschaftlich-exakter Logik und den Mitteln mathematischer Analysis. (Von da an haben die Versuche von Nationalökonomen nicht aufgehört, alle

---

sches, aber doch schon von allen fremden Elementen isoliertes Gemenge, eröffnete, um das Chaos des rein Wirtschaftlichen unter bestimmten Gesichtspunkten zu ordnen."

[16]) Gebräuchlich wurde der Ausdruck „Gesetz" im 17. Jahrh. unter dem Einflusse der fortschreitenden Entdeckung von Naturgesetzen (bei Locke, Hume, Petty, Cantillon und im 18. Jahrh. bei Montesquieu, Quesnay, Mercier, Dupont). Vgl. hierzu: Neumann, „Wirtsch. Gesetze nach früherer und jetziger Auffassung" in Conrads Jahrb. 1898, S. 17.

Wirtschaftstheorie als angewandte Mathematik aufzuziehen.)

Sie, die Physiokraten, wollten zum ersten Mal in der theoretischen Nationalökonomie eine exakte Wissenschaft haben, nicht eine Sammlung bloßer Erfahrungssätze, sondern ein wohlgegliedertes System ökonomischer Erkenntnis, auf möglichst einfache und allgemeine Formeln gebracht[17]). Und so ist nicht Cournot[18]) der erste, welcher die mathematische Methode in der Nationalökonomie anwendet, sondern Bernoulli (1654—1705) und auch Quesnay. Daher Quesnays Entschluß, die mathematisch-naturwissenschaftliche Methode auch auf das soziale und wirtschaftliche Gebiet anzuwenden, um so die ganze, d. h. in Quesnays Sinne, die körperliche und geistige soziale Welt, einheitlich begreifen zu können. Was man „Gesetze" nannte, war aus der Naturwissenschaft übernommen. „Naturgesetze" des Wirtschaftlebens, d. h. soviel, daß das theoretische Bild des wirtschaftlichen Geschehens als unveränderlich hingestellt wurde. Mithin fehlt der Gedanke der Entwicklung. Diese „Gesetze" sind also nicht nur durchdachte Sätze auf Grund der Beobachtung, wenn Schumpeter auch ganz recht hat, daß die Leistung der Physiokraten darin bestand, „definitiv erkannt zu haben, daß das Wirtschaftsleben gewissen allgemein zu erfassenden Notwendigkeiten (Zwangsläufigkeiten) unterworfen ist, und auch hier die Gründe ihre Folgen haben"[19]). Der Mangel ihrer Fassung dieser ihrer Erkenntnis resultiert, wie gesagt, aus den damaligen naturrecht-

[17]) Wenn die wirtschaftlichen Erscheinungen Kausalrelationen darstellen, hieß es, müßten diese ähnlich wie in der Physik als quantitativ bestimmt, in mathematischen Formen erfaßbar sein. Vgl. dazu die exakte Darstellung des wirtschaftlichen Kreislaufs im Tableau und erstmalige Aufzeigung mathematischer und algebraischer Ausdrückbarkeit ökonomischer Gesetze bei Dupont in seiner „Analysis des Tableau économique". (Oncken: Oeuvres économiques et philosophiques de F. Quesnay, Paris u. Frankfurt 1888, S. 442 ff.)

[18]) Cournot, Principes mathematiques de la richesse, 1826.

[19]) J. Schumpeter, a.a.O. S. 43.

lich-ideologischen Zeitanschauungen [20]). Mit den vorhandenen Mitteln haben sie Großes geleistet.

Es war die Zeit naturwissenschaftlich-naturphilosophischer Einstellung. Beispiellose Erfolge der Naturwissenschaft und Philosophie lagen vor.

---

[20]) Auf den Naturrechtsgedanken wird ja heute die ganze ideologische Situation der herrschenden Nat.-Ökonomie zurückgeführt (Dobretsberger), weil schon der Gedanke einer „reinen" Theorie der Wirtschaft mit der Ideologie der Naturrechtslehre identisch sei, anstatt die wirtschaftlichen Erscheinungen aus den „gesellschaftlichen" und „rechtlichen" Voraussetzungen zu erklären, aber nicht als Ergebnis einer rein ökonomischen Zwangsläufigkeit. Die ökonomische Begriffsbildung bedürfe, weil ideologisch, einer Methodenkritik, einer Kritik des ökonomischen Denkens, weil sie im Laufe der wirtschaftlichen Entwicklung in Widerspruch zur Erfahrung geraten wäre. Antinomie zwischen Theorie und Wirklichkeit! (Vgl. J. Dobretsberger: „Zur Soziologie des ökonomischen Denkens" in A. f. angewandte Soziologie, VI. 1, 1931, S. 21 ff.)

Methodologie und Erkenntniskritik statt der speziell nationalökonomischen Problematik wird allgemein gefordert, Kritik am Weiterbestehen der seit Quesnay und Ricardo eingeschlagenen Richtung der Abstraktion, der Vereinfachung, wie sie in der Problematik der Austauschverhältnisse vorliegt; anstatt eines klassifikatorischen Querschnitts, Ganzheitssynthese. Lebensproblematik als Erfahrungsinhalt statt nur Quantitätenrelationen wie bisher infolge der besonderen Relevanz des zu Grunde liegenden Materials. All' das Suchen nach qualitativer Methode ist ein Suchen nach neuen Erkenntnismöglichkeiten auf Gebieten, die man bisher nur quantitativ in Größenbeziehungen, Mengen, -Zahlenbeziehungen rein quantitativ zu bewältigen versuchte. Um eine ganz neue Denkbewegung, einen genial neuartigen Versuch handelt es sich bei Gottl. Es gilt die naturwissenschaftlichen Denkformen zu überwinden, um so bewußt in die Wirklichkeit einzudringen.

In diesem Sinne ist die Gottlsche Theorie nicht eine von vielen Doktrinen (sit venia verbo!), sondern, das „Grundprinzip" anlangend, die momentan einzige Theorie überhaupt, die die naturwissenschaftlichen Denkformen zu überwinden sucht, das an klassifikatorischen Merkmalen sich orientierende Denken — eine grundsätzlich andere Denkweise. Darum zeugt auch das meiste, was bisher über Gottl geschrieben worden ist, von gänzlicher Verständnislosigkeit und unsachlicher Kritik, weil diesem „ontischen Zuge" Gottls nie Rechnung getragen wird.

Diese Einstellung verhalf dazu, die blinden ungezügelten Naturkräfte in von menschlichem Willen abhängige, geleitete überzuführen. Neben Kepler, Newton, Descartes war es Galilei, der zeigte, daß diese Naturkräfte meßbare Beziehungen von meßbaren Körpern seien. An die Stelle der Unberechenbarkeit trat die Berechenbarkeit, die Beherrschung der Naturkräfte [21]).

— — —

[21]) „Galilei fixiert in den Grundlagen seiner Mechanik in voller Klarheit und Schärfe Wesen und Sinn einer Erkenntnis der Naturgesetze in mathematischer Gestalt. Einen Naturvorgang — den Fall der Körper zur Erde, die schwingende Bewegung des Pendels — erkennen, heißt ihn zunächst in seine einzelnen meßbaren Seiten zerlegen — Fallraum und Fallzeit, Schwingungsdauer und Pendellänge —, um dann durch experimentelle Befragung der Natur zu prüfen, in welcher funktionellen Abhängigkeit diese Seiten (die ihnen zuzuordnenden Maßzahlen) stehen. Das den Ablauf des Vorgangs exakt beschreibende Naturgesetz tritt damit an die Stelle der aristotelisch-scholastischen „Formen", der den Dingen innewohnenden begrifflichen „Wesenheit", die ihr Verhalten bestimmen sollten: wenn Aristoteles den Fall der Körper dadurch erklären wollte, daß sie als schwere Körper ihren natürlichen Ort im Mittelpunkt des Weltalls haben und suchen, so lehnt Galilei die Frage ebenso ab wie die Antwort — nicht „warum", sondern „wie" Körper fallen, heißt die Frage, und sie wird beantwortet nicht durch die Annahme in den Dingen verborgener, in ihrem Verhalten sich äußernder Qualitäten, sondern durch das Fallgesetz, zu dem uns die Analyse der Erfahrung, die mathematische Hypothese und ihre Prüfung durch das Experiment leitet. Die Natur ist eine, insofern sie überall von denselben Grundgesetzen beherrscht wird; das Trägheitsgesetz, nach dem jeder Körper in einem Zustand der Ruhe oder gleichförmig-geradliniger Bewegung verharrt, solange nicht äußere Kräfte auf ihn wirken, gilt für terrestrische und astronomische Bewegungen, hebt damit wieder die aristotelische „Wesensverschiedenheit" beider auf und bereitet die Verschmelzung von Astronomie und Mechanik vor, die später Newton vollendet. Die Mechanik wird die Grundwissenschaft von der Natur, das organische Naturbild macht dem mechanistischen Platz, an die Stelle der Magie tritt die Technik, an die Stelle der Qualitäten die quantitative Physik, welche nur meßbare und zählbare Faktoren als Elemente der Wirklichkeit anerkannt." (Vgl. E. v. Aster, Geschichte der Philosophie, Leipzig 1932, S. 178/79.) Gesetzt wird „an die Stelle

Solange die Vorstellung von beseelten Naturkräften herrschend war, konnten Technik als Beherrschung der Naturkräfte und Wirtschaft im modernen Sinne noch nicht zur Entstehung gelangen. Und die Naturkräfte erkennen, setzte voraus die Naturwissenschaften, Erkenntnis der Natur. Die Jahrhunderte vorher, seit Galilei, die der neuen Zeit vorangingen, waren eben „viel ärmer gewesen an Erkenntnis der uns umgebenden Natur", ohne die der große technische Fortschritt unserer Tage undenkbar ist. Sonst hätte ja schon die wirtschaftliche Praxis aus den Naturkenntnissen eines Aristoteles, Achimedes, Heron oder Bacon und Albertus Magnus, „sehr viel mehr „gemacht", als es damals geschehen ist" [22]).

Hinzu kommt, daß mit dem Aufkommen der bis dahin fehlenden Freiheitsgarantien bei den Menschen und der Wirtschaft „der Riesenflug des technischen Fortschritts vor sich gehen konnte", wie H. Dietzel [23]) es ausdrückt. So erst konnte es zu einer Auswirkung des Erfinderdranges kommen. Nicht so vorher, wo der Erfinder Strafe und Verfolgungen, die sogar bis zur Todesstrafe und öffentlichen Verbrennung von Maschinen durch den Henker gegangen sein sollen, zu gewärtigen [24]) hatte, anstatt Triumph und Lohn (A. Weber). Erst

---

der vergeblichen und trügerischen Nachforschung nach dem Wesen der Ursache die allein lösbare Aufgabe der Nachforschung und Ermittlung der Gesetze der Ursachen". Dadurch Beherrschung der Wirkungen und der Kräfte der Natur (A. Riehl: Zur Einführung in die Philosophie der Gegenwart, 6. A. 1921, S. 30 ff). (Vgl. auch hierzu: A. Richl, Über den Begriff der Wissenschaft bei Galilei, Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie, Leipzig 1893.)

[22]) Vgl. Adolf Weber, Was jeder von der Weltwirtschaft wissen muß. F. Bruckmann, München 1932, S. 137.

[23]) H. Dietzel, Technischer Fortschritt und Freiheit der Wirtschaft, Bonn 1922. Zit. bei Adolf Weber a.a.O.

[24]) In der Thorner Zunfturkunde von 1523 heißt es: „Niemand soll etwas Neues erdenken oder erfinden oder gebrauchen, sondern jeder soll aus bürgerlicher oder brüderlicher Liebe seinem Nächsten folgen." Aus der Wirtschaftsgeschichte lassen sich Beispiele genug dafür anführen, wie der technische Fortschritt systematisch unter-

dann konnte es zu jener Ausbildung und gewaltigen Entwicklung kommen, die im Laufe eines Jahrhunderts die Bevölkerung der an ihr beteiligten Länder auf das Zweieinhalbfache steigen ließ und den Lebensstandard je Kopf zur gleichen Zeit um ein Vielfaches verbesserte.

„In einem einzigen Jahrhundert mehren sich die sozialen und wissenschaftlichen Fortschritte nach allen Seiten, und die Menschheit kommt in diesem kurzen Zeitraum weiter vorwärts als zuvor in einem Jahrtausend.“ [25]) Das war die Basis, auf der sich dann seit 1760 die moderne Technik [26]) und der technische Fortschritt in nie geahnter Höhe entwickeln konnten. Es konnten in den Maschinen, zweckmäßig bearbeiteten Naturkörpern, bestimmte Bewegungen von Naturkräften erzwungen werden, indem die ungezügelte Notwendigkeit der Naturkräfte in eine geleitete übergeführt wurde, dadurch diese

---

drückt wurde. (Trotz der eindeutigen Lehre der Geschichte hat die Maschinenfeindlichkeit niemals aufgehört. Heute noch wird bisweilen der Kampf gegen die Maschine mit denselben Formulierungen und Argumenten geführt, wie zur Zeit der übelsten Maschinenstürmerei.) Dieser Kampf gegen die dumpfen Mächte religiöser und philosophischer und wissenschaftlicher Beschränktheit ist typisch für den bitteren Weg des Leidens, der in so vielen Fällen mit Fortschritten, Erfindungen und Verbesserungen aller Art verbunden ist. Die grenzenlose Unduldsamkeit, mit der die eben herrschende geistige Richtung, das System, die Schule, die Religion gegen alles Neue vertreten wird, ist ein pathologischer Zug des Menschheitsgeistes. Das Vorurteil spielt zu allen Zeiten in der menschlichen Entwicklung eine ungeheure Rolle. Es ist der ewige Kampf des genialen und vorurteilslosen Einzelnen gegen den Herdengeist, gegen Tradition und Vorurteil, gegen die pathologische Einstellung der Masse. Denn „aristokratisch ist die Natur, aristokratischer, als irgendein Feudal- und Kastenwesen.... diese Aristokratie „sie ist so ganz eigentlich ‚von Gottes Gnaden‘.“ (A. Schopenhauer, Parerga u. Paralipomena, Leipzig, Philipp Reclam, IV, 1, S. 228.)

[25]) Vgl. Charles Richet, Allg. Kulturgeschichte, München-Berlin 1920, Bd. II, S. 538.

[26]) Die Fortschritte der wissenschaftlichen Technik sind vor der Mitte des 18. Jahrh. nicht bedeutend. (Vgl. Zeittafeln zur Wirtschaftsgeschichte von A. Sartorius von Waltershausen, 3 A. 1927.)

zweckmäßig bearbeiteten Körper bestimmte Leistungen zwangsläufig vollbrachten. Aus dem unmittelbaren Arbeitsprozeß entsteht ein mittelbarer, und es entwickelt sich das technische Ideal — hervorgerufen durch den Wettbewerb der Völker, ein Kampf um die industrielle internationale, leitende Stellung —, den ganzen Arbeitsprozeß hineinzuordnen in den Zwangslauf der Maschine unter immer größerer Ausschaltung der Menschen: eine voll-automatische Durchführung des Arbeitsprozesses. Das heutige technische Ziel geht ja darauf aus, jeden Arbeitsprozeß zwangsläufig zu konstruieren. Darin liegt im Kern eine ganz andere Stellung des Menschen im Produktionsprozeß, eine ganz andere im Vergleich zu der Sklaverei im Altertum und dem Zunftzwang im Mittelalter.

Noch etwas Neues brachte diese Lehre. Eben, weil das gesamte volkswirtschaftliche Getriebe beherrscht ist von zwangsläufigen Zusammenhängen, einem naturgegebenen Ordre[27]), welcher beruht auf einem naturgesetzlichen ökonomischen Verteilungsvorgang, aus dem auch die Aufstellung einer Klassenordnung der Gesellschaft erfolgt, welche mit ihrer Gliederung nach Wirtschaftsklassen entsprechend der Verteilung der Einkommen in charakteristischem Gegensatz zur Ständeordnung des Mittelalters, der früheren Zeit, steht, welche in einer autoritativen Ordnung ruhte, so setzt bei dieser „neuen" Wissenschaft deutlich die Gegenbewegung ein, zeigt sich die revolutionäre Spitze. Diese sogen. „natürliche"

[27]) Der ordre „naturel" ist jener Verlauf des wirtschaftlichen Geschehens, der eigentlich eintreten würde, wenn nicht menschlicher Wille (Wirtsch.-Politik), der ordre positiv, in irgendeinem Sinne diesen Ablauf zu beeinflussen trachten würde. Daß er aber gleichzeitig der bestmögliche Ablauf vor allem deswegen ist, weil er eben gewissermaßen ein von Gott gegebener, weisester, gerechter Ablauf ist, diese metaphysisch, naturrechtlich-normative Auffassung verzerrt das eigentlich Theoretische an Quesnays Gedankengebäude. Und die Zwangsläufigkeit des Geschehens ist dann keine kausal-mechanische, sondern normativ fordernde, andererseits zweckhaft-zielerreichende. (Aber die wirtschaftlichen Ziele tragen ihren Beweis in sich.)

Denkweise ist die Form, in der das Bürgertum im Gegensatz zu Feudalismus und Absolutismus sein wirtschaftliches Denken zu entwickeln sucht, sich von den Bevormundungen und der Entartung merkantilistischer Wirtschaftspolitik befreit. Alle seit Jahrhunderten feststehenden, „grundherrlichen" Verhältnisse verlieren ihre Berechtigung mit dem im Aufklärungszeitalter zum Siege gelangten Naturrecht, von dem man sich günstige wirtschaftliche Folgen verspricht.

Wir haben es hier mit einer neuen Zeitenwende zu tun. Hat doch jede Zeit gewisse geheiligte Ideen, die eine Zeitlang das Feld beherrschen und dann abwirtschaften, weil jede menschliche Idee eine positive und negative Wirkung mit sich führt.

Der Merkantilismus sah in der Wirtschaft eines Volkes eine Art Privatwirtschaft größeren Stils, die man beliebig reglementieren konnte.

Er verwechselte Volks- und Staatswirtschaft. Diese seine absolutistische, die Freiheit des Individuums unterdrückende Tendenz erschien auf die Dauer lästig, zumal in einer Zeit, die unter dem Einfluß des Naturrechts in Staatsrecht und Philosophie eine ausgesprochen „individualistische" Auffassung vom menschlichen Zusammenleben bekundete, gegenüber der früheren Verneinung des Ich-Geistes von seiten der Kirche, des Zunftwesens, der Städteregel usw.

Das mittelalterlich traditionelle Denken wird „ersetzt" durch die Vernunft. Ihr folgen heißt fremde Autorität ablehnen, eigener Einsicht folgen — Aufklärerisches Denken!

Dieser Verteilungsvorgang, so hieß es jetzt, ist objektiv bedingt durch die Ergiebigkeit der Natur, subjektiv durch das persönliche Streben nach Vorteil als einer (Natur) Kraft, die nicht nur die Volkswirtschaft zusammenhalten könne, sondern auch einer Kraft, die sehr wohl mit dem gesamten Interesse harmoniere. Der Egoismus[28]), bei den Physiokraten

[28]) Wo der Egoismus als blinde Besitzgier auftritt, wird er von Quesnay verworfen. Er unter-

kein weltanschauliches[29]), sondern methodisches Prinzip, ein Motor, eine wirksame Kraftquelle, ein Werkzeug der Entwicklung[30]), ein Regulativ, ein Nutzmoment, dem eine harmonische Auffassung der Lebensverhältnisse, der Klassengegensätze, beim Walten freier Konkurrenz, etwas Ueberindividuellem, eine aufbauende Wirkung, eine „Positivität", zugeschrieben wird, im Gegensatz zu Karl Marx, der dem Klassenkampf dieselbe Wirkung zuschreibt — in Anlehnung an die Naturlehren eines Darwin, Spencer, Lamarck.

Heute stehen wir wieder vor einer neuen Zeitenwende. Der Liberalismus hat abgewirtschaftet, mußte abwirtschaften, weil er entartete, weil er die Rentabilität selber zum Prinzip machte. Ueber der Anbetung des Privatinteresses

---

scheidet ein Intérêt bien entendu und Intérêt illicite.

Vgl. C. Menck-Tichauer, Heidelberger phil. Diss. 1927, S. 25.

[29]) Natürlich heißt das nicht völlige Ausschaltung des Staates, wie ihre Maxime „laissez-faire" glauben machen könnte, sondern nur richtige Würdigung seiner Grenzen. Dem Liberalismus liegt ursprünglich eine ethische Forderung zu Grunde: Der Eigennutz soll hinführen zum Gemeinnutz. Natürlich konnten die Physiokraten damals nicht ahnen, was folgende Generationen aus ihren Lehren machen würden und wie sich die Technik entwickeln würde. Auch der Liberalismus der Klassiker (Smith, Ricardo) ist keine Interessen-Weltanschauung. Auch sie anerkennen weitgehende Funktionen des Staates. (Dies gegen F. Oppenheimers Artikel: Staat in der 4. A. des Handwörterbuch der Staatsw.)

Vgl. dazu: W. Stoffel, Wirtschaft u. Staat bei A. Smith und David Ricardo. Köln. Diss. 1933.

[30]) Als energischsten Bahnbrecher kann man hier Turgot (Réflexions sur la formation des richesses, 1776) nennen, der auch den Begriff der Klasse und des Klassenkampfes erfand. (Nach L. Cahen geht die Idee des Klassenkampfes auf Bolingbroke zurück. L'idée de lutte de classes au XVIIIe siècle. Revue de synthèse historique Vol. XII. p. 45. 1906.)

Vgl. auch die Lobrede von Turgot auf Gournay (1759), welcher für eine freie Wirtschaftsauffassung eintrat. Turgot denkt völlig modern und sieht auch das Werden der Großindustrie schon voraus.

vergaß und übersah man die großen, gemeinsamen Aufgaben der Nation, des Volkes, vergaß man, daß wahre Freiheit nicht Freiheit von . . ., sondern Freiheit zur Verantwortung ist. (Sicherlich — auch ohne den Weltkrieg wäre diese Entwicklung eingetreten.)

Die industrielle Revolution.

Was das alles bedeutete, wird noch klarer werden, wenn wir bedenken, welche Folgen jene gewaltige Revolution von damals zeitigte.

Von 1760 an bahnt sich jene völlige Umwälzung des Wirtschaftslebens an, die nicht mehr aufhört, und die bedingt war durch die gewaltige technische und industrielle Revolution[31]), welche die ganze bisherige ständische autoritäre Ordnung über den Haufen warf. Darauf waren ja die wirtschaftsphilosophischen und theoretischen Anschauungen, die des Mittelalters, der Scholastik und des Merkantilismus, zugeschnitten. Die Wirtschaft erhielt jetzt eine grundlegend andere Struktur als in der vorhergehenden merkantilistischen Epoche. Es mußte die vorherige autoritäre Ordnung weichen, als die auf wissenschaftlicher Erkenntnis und rationalem Verfahren beruhende Technik die gewerbliche revolutionierte, sozusagen den Sprung in die Güterproduktion machte. Daraus entspringt eine Spaltung ursprünglich organisch miteinander verbundener Funktionen, eine gewaltig differenzierte Arbeitsteilung. Den ersten Stoß erhielt das gelernte Handwerk. Soziale Gegensätze kommen herauf. „Am Ende dieser Entwicklung steht die Spannung Unternehmer — Arbeiter, an der unsere kapitalistische Kultur krankt und aus der sie in erster Linie ihre Widersprüche herleitet“ [32]). (Es wird auf wirtschaftlichem Gebiet in Deutschland

[31]) Heute könnte man die „Elektrifizierung“ nicht mit Unrecht eine 2. industrielle Revolution nennen (Schumacher). Es ist wohl nicht zu viel behauptet, wenn man sagt: „Technologisch gesehen, sah die Menschheit 2 Zeitalter“ (L. Bernhard).

[32]) F. Bülow, Volkswirtschaftslehre, Leipzig 1931, S. 31. Natürlich ist diese Antithese etwas sehr grob schematisch.

das oberste Ziel einer neuen „Arbeitsordnung" sein — die Beseitigung des Klassenkampfes durch eine Neuordnung des Verhältnisses zwischen Mensch und Mensch und Mensch zur Arbeit.)

Man wird annehmen dürfen, daß von bestimmendem Einfluß für den Uebergang zur modernen Volkswirtschaft das Aufkommen der großgewerblichen Betriebsformen war: denn der „Stil", zu dem die Entwicklung führte, dieser Stil großbetrieblich-mechanisierter Produktion, der das Handwerk ablöste, beginnend mit dem Verlagssystem (Großbetrieb bei Leistung von Hand) weiter Manufaktur, zuletzt Maschinerie und Industrie, verändert das menschliche Handeln ganz ungeheuerlich, in eigentümlicher Weise, ist von den schwerwiegensten Folgen begleitet für das menschliche Zusammenleben, und „im Zeichen dieser elementaren Wandlungen sollten nicht nur die wirtschaftlichen Grundbedingungen, sondern auch die gesellschaftlichen und kulturellen Verhältnisse vollständig sich verändern".[33]). Mit welch unheimlicher Kraft hat nicht dieses „unternehmungsweise geführte, von der modernen Berufstechnik her durchgeistigte Großgewerbe, Industrie, das Leben selber gepackt und zurechtgerüttelt!" (Gottl). Betrachten wir nur einmal, welche Entwicklung in Europa dadurch die Bevölkerung nahm: Von 1350—1700 bleibt sie konstant. Von 1700—1800 steigt sie von 110 auf 187 Millionen. Von 1800—1920 aber auf 450 Millionen!

Und nun läßt sich vielleicht begreifen, warum die Wirtschaft erst sehr spät in den Blickpunkt der menschlichen Erkenntnis tritt, und woher die Wissenschaft von der Wirtschaft ihre Unfertigkeit ableitet. Nicht zum wenigsten darum, weil die ungeheure Schnelligkeit und die spätere gewaltige Entwicklung des wirtschaftlichen Lebens der Wirtschaftswissenschaft Wissensmassen in einem Umfange zuschoben, daß hinter diesem Zustrom ihre begriffliche und erkenntnismäßige Bewältigung zurückbleiben mußte. —

---

[33]) F. Bülow, a.a.O. S. 31.

Jene oben erwähnten sozialen Gegensätze und Spannungen, die der völligen Umwälzung des Wirtschaftslebens folgten, hatte die mittelalterliche Stadtwirtschaft zu ihren besten Zeiten nicht gekannt.

Das ganze Mittelalter, 13., 14., 15. Jahrhundert, ist erfüllt von der ständischen Idee[34]), einer Idee, welche vom Glauben ausging, daß jedem Menschen sein Platz auf Grund göttlicher Divination in einem Stande angewiesen sei. Alles gruppierte sich um die drei Lebensmächte: Kirche, Adel und Stadtwirtschaft. Die kirchliche Wirtschaftsethik setzte alles daran, das Wirtschaftliche im Dienste der übrigen Lebensverhältnisse sich betätigen zu lassen. Ein politisch und rechtlich festgelegter Rahmen umgibt alles. Der beste Ausdruck für dieses Rahmenwerk ist der mittelalterliche Begriff der Ehre und Treue[35]). Aller Sinn des Menschenlebens erfüllt sich

---

[34]) Heute in anderer Form wieder aufgenommen: vgl. dazu die Idee der „ständischen Organisation", den korporativistischen Gedanken in der „carta del Carnaro" (1919) von Gabriele d'Annunzio! Mussolini hat diesen Gedanken übernommen und ausgestaltet in seiner „carta del Lavoro" (1927).

[35]) Das trat z. B. in Erscheinung bei den Zünften. Man darf in den Zünften nicht nur wirtschaftspolitische Gebilde sehen. Sie wollten mehr sein als das, sie waren Lebensgemeinschaften und erfaßten in ihren Bindungen den ganzen Menschen. Das Wort „Bruderschaften" zeugt am besten von dieser Gemeinschaftskultur. Dieser Gedanke erlebt heute wieder seine Auferstehung: das Wort vom „anständigen Menschen, auf den es ankomme". Es ist das nicht geringe Verdienst des Nationalsozialismus, die, mit einem klingenden Wort ausgedrückt, marmorne Säulenhalle errichtet zu haben, innerhalb derer sich das Arbeitsleben und sein Ethos vollzieht, ein ständisches Ethos, das aller Wahrscheinlichkeit nach sich auf der Landwirtschaft als der wirtschaftlichen Basis aufbauen wird — zur Sicherung der nationalen Freiheit — um einst und immerdar „auf freiem Grund mit freiem Volk zu stehen"! Wir werden wieder anfangen, ein Bauernvolk zu werden. Das unterscheidet uns von Sowjetrußland, wo ein wahnwitziges Partei- und Polizeisystem die Axt an die Wurzel der völkischen Urkraft legt, dieses herrliche russische Bauernvolk enteignet, überflüssig zu machen versucht.

in dieser Eingliederung in diesen ständischen Zusammenhang. Diese selbstverständliche Vorstellung eines Ruhens im Moralisch-Ethischen, das alle Verhältnisse des irdischen Lebens schützend überdeckt — als eine Art gesellschaftlichen Grundgesetzes —, wurde nun mit einem Male im 18. Jahrhundert hinweggefegt, nachdem schon im 16. und 17. Jahrhundert der Kampf der Monarchien gegen die Stände eingesetzt hatte.

Die Geburtsstunde der sozialen[36]) Betrachtungsweise bricht an! Die Zeit verlangte nach einer ausgleichenden Synthese, und in die durch die technische Entwicklung herbeigeführte völlige Umkehrung der alten „autoritären" Verhältnisse trat die Gedankenwelt der Physiokraten heraus in den Luftzug eines neuen, des technischen Zeitalters, bedingt durch den seit Mitte des 18. Jahrhunderts mächtig sich entwickelnden technischen Fortschritt[37]) [38]), der von nun

[36]) So ist Sozialpolitik erst Begleiterscheinung der modernen Verkehrswirtschaft, eine historische Erscheinung. Dies im Gegensatz zur rein logischen Ableitung Amonns, die irgendwelche historisch-soziologischen Erklärungswege zu gehen vermeidet. (Vgl. dazu A. Amonn: Sozialpolitik als Wissenschaft, Schmollers Jahrbuch, 50. J. S. 107.)

[37]) Wenn auch die Wirtschaft darüber entscheidet, welche technischen Möglichkeiten zur Wirklichkeit werden können, so werden doch oft technische Neuerungen Bedingungen für entscheidende Umformungen der Wirtschaft, und der technische Fortschritt erfolgt so gar nicht auf Grund gegebener volkswirtschaftlicher Tatsachen. Heute noch ist dieses Kategorienverhältnis Wirtschaft und Technik ziemlich ungeklärt. Am besten und klarsten haben diese Probleme neben Marx, A. Voigt und v. Gottl herausgearbeitet und am energischsten angepackt. Voigt gebührt das Verdienst, die Lösung dieser schwierigen Aufgabe großzügig versucht zu haben. (A. Voigt: Techn. Ökonomik, Tübingen 1912.)

Vgl. auch hierzu den Beitrag von v. Gottl „Wirtschaft u. Technik" im Grundriß der Sozialökonomik, 2. Abt. 2. Teil.

[38]) In diesem Bezuge kann Quesnay allgemein als Vorkämpfer für die Einführung von „Maschinen" statt Menschenkraft angesehen werden. Er sieht aber auch schon die daraus sich ergebenden sozialen Folgeerscheinungen vorher und betont die Notwendigkeit einer „Sozialpolitik" für die durch die Einführung von „Maschinen" brotlos gewordenen Manufakturarbeiter.

an die ganze Problematik der Gesellschaft so ungeheuer diffizil gestaltete, so daß heute das „Soziale" zum Kompliziertesten gehört, was es gibt.

Davon legt ja die „Soziologie", die Lehre von der Entstehung, Entwicklung und dem Aufbau der menschlichen Gesellschaft, beredtes Zeugnis ab. Vielleicht ist die einzige, wirklich vorurteilsfreie Soziologie, die von Georg Simmel, einem der geistreichsten Denker, die die Welt je hervorgebracht hat. (Die soziale Frage, wie sie heute vor uns steht, ist dann das Ergebnis gewaltiger bevölkerungspolitischer, soziologischer, wirtschaftlich-technischer Vorgänge des 19. Jahrhunderts.)

Die Entfaltung der technischen und wirtschaftlichen Vernunft erheischte eine Loslösung von persönlichen Bindungen, eine Loslösung von Menschenmassen aus alten „feudalistischen" Verhältnissen und eine neue Einstellung gegenüber den neuen Austauschverhältnissen, die sich erst auf der neuen Grundlage der modernen Verkehrswirtschaft entwickeln konnte, und deren Schrittmacher zuerst der Handel gewesen ist. Hinter dem stand als stärkere Kraft die gewerbliche Produktion, die hinausdrängte über den stadtwirtschaftlichen Rahmen.

Und während sich in der Zeit der sich entfaltenden Verkehrswirtschaft durch den Uebergang zu einem mechanisierten Mechanismus, der sich auszeichnet durch immer weiter greifende Benutzung der Naturkräfte, durch zwangsläufige Gestaltung der Werkzeuge, sogenannte Zwischenstücke, jetzt „das gesellschaftliche System aus der Wirtschaft ableitete und die verschiedenen hohen Einkommen in erster Linie die gesellschaftliche Stellung bestimmten, war für das Mittelalter die gesellschaftliche Gliederung, das die wirtschaftliche Stellung bestimmende Moment; nach ihr richtete sich die Einkommensbildung"[39]). Der wirtschaftliche Erfolg bestimmte allein die

---

Vgl. den Artikel: Hommes ed. E. Bauer. Revue d'Histoire des Doctrines Economiques et Politiques 1908. und den: Dialogue sur les Travaux des Artisans. (Beide zitiert bei C. Menck-Tichauer. Heidelberger phil. Diss. 1927: „F. Quesnay als polit. Ökonom".)

[39]) F. Bülow, a.a.O. S. 25.

Stellung des Menschen; nicht mehr ein altes ständisches Gefüge.

Damit tritt das Wirtschaften in den Vordergrund. Die eigentliche Industrialisierung selber wurde das Werk bürgerlicher Wirtschaftsführer, welche den Adel mehr und mehr verdrängten. Der Gedanke der Freiheit des Individuums, aus dem Naturrecht erwachsen und im Gegensatz zu einer im Kastengeist erstarrenden Gesellschaftsordnung zu allgemeiner Verbreitung gelangt und zum Schlagwort der Politik geworden, trat seinen Siegeszug durch die ganze Welt an. Es erwachsen Industrie, Handels- und Bankkönige. Man gelangt zur Auffassung, daß die Wirtschaft, die ja doch nur Mittel schaffen will und den Zweck haben kann, die kulturelle, soziale und nationale Sendung eines Volkes zu fördern, selbst das Zentrum, vor allem anderen das Richtunggebende sei; und am extremsten zeigt sich dieser Gedanke später in der sog. materialistischen, besser ökonomischen Geschichtsauffassung. („Die Wirtschaft — unser Schicksal"!)

Sie, die gewerbliche Produktion, erst in der Form des Manufakturs ystems [40]), „drängte mit ihrem Absatz ins Weite und führte das in der gesamten Volkswirtschaft herbei, was die Physiokraten als Zirkulation der Güter bezeichneten: die Linie des Weges der gewerblichen Produkte ging nicht mehr nur zwischen Stadt und Land hin und her oder verlief innerhalb der Stadt, sondern das ganze Land wurde im wachsendem Maße von Linien wirtschaftlicher Güterwege durchzogen, deren Netz sich im Laufe der Jahrhunderte immer weiter und feinmaschiger spannen sollte" [41]) bis zur Weltwirtschaft [42]) als eines die ganze Erde umspannenden Ge-

[40]) Vgl. hierzu die Schilderung dieses Entwicklungsganges bei K. Marx im „Kommunistischen Manifest", Dietz 1931, S. 27.

[41]) F. Bülow, a.a.O. S. 26.

[42]) Die Konstruktion einer „Weltwirtschaft" im Mittelalter, wie es neuerdings in einem Buche: „Mittelalterliche Weltwirtschaft, Blüte und Ende einer weltwirtschaftlichen Periode", von F. Rörig, Jena 1933, geschieht, ist ein Unding.

Ohne Volkswirtschaften keine „Weltwirtschaft". Damaliger Fern-

samtwirtschaftszustandes mit Massenhaftigkeit, Vielseitigkeit, Beständigkeit internationaler Austauschverhältnisse im Vergleich zu den kleineren, beschränkteren, unterbrochenen Zuständen der vorhergehenden Jahrhunderte.

Diese vollkommene Umwandlung des Produktionsprozesses mit seiner Spezialisierung und dauernden Umformung, mit seiner immer weiter greifenden Benutzung der Naturkräfte, bedeutet ja im Grunde genommen nichts anderes als eine zwangsläufige Gestaltung des „mittelbaren" Arbeitsprozesses, der indirekten Produktionsmethode [43]), die im Einschieben von Zwischenstücken besteht, im Einschlagen von „Produktionsumwegen" [44]). Viele Zwischenstufen führen von der primitiven Nahrungssuche bis zur Höhe der modernen Volks- und Weltwirtschaft, und der Gebrauch und die Schöpfung solcher Arbeitsmittel charakterisieren den eigentlichen menschlicher Arbeitsprozeß. Sie sind „nicht nur Gradmesser der Entwicklung menschlicher Arbeitskraft, sondern auch Anzeiger der gesellschaftlichen Verhältnisse, worin gearbeitet

---

handel beim mittelalterlichen Güteraustausch ist noch nicht „Weltwirtschaft". Freilich ist auch der Begriff der Stadtwirtschaft kein eindeutig-einheitlicher, wie das E. Baasch nachgewiesen hat. (vgl. den Artikel „Stadtwirtschaft" im Wörterbuch der Volkswirtschaft. 4. Bd. III S. 433 ff.).

[43]) Besonders ausführlich beschreibt diesen morphologischen Umwandlungsprozeß K. Marx im 11. und 12. Kapitel des I. Bds. des „Kapitals".

[44]) Das Wesen der „Produktionsumwege" ist schon von Ricardo erkannt und gewürdigt worden. Doch stand für ihn nicht der Produktionsumweg selber, sondern nur sein Mittel, der Produktionsfaktor Kapital, wie er ihn nannte, im Vordergrund. Erst Marx hat auf diese größere Ergiebigkeit der „Produktionsumwege" hingewiesen, und Karl Menger (in seinen wundervollen Grundsätzen der Volkswirtschaftslehre, 1871) und Böhm-Bawerk (positive Theorie des Kapitals) haben sie dann einer eingehenden Untersuchung unterzogen. Böhm selber baut völlig auf den Erkenntnissen Mengers, der auch den zweckmäßigeren Ausdruck „Stufenproduktion" statt „Umwege" gebrauchte.

wird“[45]) . . . „Dieselbe Wichtigkeit, welche der Bau von Knochenreliquien für die Erkenntnis der Organisation untergegangener Tiergeschlechter, haben Reliquien von Arbeitsmitteln (die Zwischenstücke) für die Beurteilung untergegangener ökonomischer Gesellschaftsformationen.“[46]) „Nicht was gemacht wird, sondern wie, mit welchen Arbeitsmitteln“ — (d. h. wie die indirekte Produktionsmethode aussieht: Kapitalismus im ökonomisch-technischen Sinne) — (v. m. gesp.) „gemacht wird, unterscheidet die ökonomischen Epochen“[47]). — Das alles klingt mit Hegelschen Erkenntnissen zusammen. Denn schon Hegel hatte in der Teilung, Vervielfältigung, Verfeinerung der Arbeitsmittel bis zur Maschine, eine Grundvoraussetzung des gesellschaftlichen Fortschreitens erfaßt. „Die Entwicklung der materiellen Produktion ist die Basis alles gesellschaftlichen Lebens und daher aller wirklichen Geschichte“[48]). „Die naturwissenschaftliche Forschung, d. h. die der materiellen Produktion ist das Primäre gegenüber der historischen Forschung (Kulturgeschichte).“ Und unter den Arbeitsmitteln sind nach Entdeckung der Maschinen, in denen automatische, zwangsläufige Bewegungen durch Beherrschung der Naturkräfte ausgelöst werden, diese „mechanischen Arbeitsmittel das Knochen- und Muskelsystem der Produktion“[49]) geworden. Mit dem Einschieben von immer mehr Zwischenstücken, Produktionsumwegen, die immer größer werden, wird der Arbeitsprozeß immer gigantischer, immer abstrakter die indirekte Produktionsmethode, d. h. das Kapital im ökonomisch-technischen Sinne, das aber eine logisch ewige Kategorie ist, „eine ewige Naturbedingung des menschlichen Lebens und daher un-

[45]) K. Marx, Das Kapital, I. Bd., II. Aufl., 1872, S. 182, Verlag Kiepenheuer, Berlin 1932.
[46]) K. Marx, a.a.O. S. 181/182.
[47]) a.a.O. S. 182.
[48]) a.a.O. S. 182, Fußnote 6.
[49]) K. Marx, a.a.O. S. 182.

abhängig von jeder Form dieses Lebens“[50])[51]). Also — diese Zwischenstufen, Realkapital, sind etwas ganz anderes als Geld und Metallstücke, sind ein Produktionselement, sind Produktionsumwege, denen wir unsere großen volkswirtschaftlichen Fortschritte verdanken. Vom ersten Strumpfwirkstuhl bis 1800, wo das Patent[52]) James Watts[53]) abläuft und die moderne industrielle Entwicklung beginnt[54]), die erst Massenproduktion ermöglichte[55]), weisen diese verfeinerten Zwischenstücke die eindruckvollste Geschichte auf. Langsam, aber stetig hat diese Mechanisierung die betriebliche Struktur der Volkswirtschaft re-

---

[50]) K. Marx, a.a.O. S. 186.

[51]) „Wer über „Kapitalismus“ sprechen will, muß also zunächst sagen, was er unter Kapitalismus verstanden wissen will. Klare Definition der Begriffe ist Voraussetzung jeder Stellungnahme zum Problem des Kapitalismus.“ (G. Solmssen, in „Zukunft des Kapitalismus“ 1933, S. 1.) Zwischen der hier vertretenen Deutung des Kapitalismus und der Auffassung vom Kapitalismus als eines gesamten Leben- und Kultursystems gibt es eine große Zahl von Abstufungen und Schattierungen. Immer wird mehr oder weniger von irgendeinem weltanschaulich oder sittlichen Standpunkt aus der Kapitalismus meist abfällig gewertet, und man wird den Möglichkeiten des im Kapitalismus gegebenen Instrumentes überhaupt nicht gerecht, der Kapitalismus wird einfach verworfen, um der Schäden willen, die damit angerichtet worden sind. Eine begriffliche Erfassung des Kapitalismus ist schwierig, denn der Begriff „Kapital“ ist schon vieldeutig und das Wort „Kapitalismus“ ein politisches Schlagwort, das mit tausend Ideenassoziationen beladen und reichem Gefühlsinhalt durchtränkt ist.

[52]) 1769 zuerteilt.

[53]) K. Marx, a.a.O. S. 360.

[54]) K. Marx, Vorwort zur 2. Auflage des „Kapitals“, 1872.

[55]) Und auch den Kreis der Menschen, die für bestimmte Arbeiten zur Verfügung stehen, ständig vermehrte, die Zahl der Arbeitsuchenden um Millionen vermehrte, die früher in der Familie lebten und von ihr unterhalten wurden. Das wird bei der Beurteilung des Arbeitslosenproblems viel zu wenig hervorgehoben! Gab doch die Industrie und Technik, als sie sich des Weltmarktes bemächtigte, in den letzten 50 Jahren in Deutschland vielen Millionen Menschen Erwerbsmöglichkeit, als die ruhige politische Entwicklung den wirtschaftlichen Aufschwung und die Hebung des Lebensstandardes ermöglichte.

volutioniert. Die vorwärtstreibende Kraft war die Technik. An die Stelle der alten ständischen autoritativen Ordnung mit ihrer Ethik und ihrer Moral tritt das wirtschaftliche Kalkul, das Paktieren mit der Bilanz, tritt das auf Gewinnrechnung sich aufbauende Denken; dieser wirtschaftlichen Rationalität muß alles andere dienstbar gemacht werden. (Jedenfalls bestimmte in der mittelalterlichen Ordnung der Dinge die Wirtschaft mit ihren Produktions- Verkehrs- und Denkformen noch keineswegs über Verfassung und Schicksal der außerökonomischen Gebiete.) Die Verwirtschaftlichung des Lebens oder in der Sprache Karl Marxens ausgedrückt, die Priorität der Produktionsverhältnisse, hat ihren Höhepunkt erreicht. Sie rütteln an den Grundfesten von Verhältnissen, welche durch die Geschichte von Jahrtausenden geheiligt schienen. Und heute steht, da diese Produktionsverhältnisse in stärkerem Maße die Struktur der Gesellschaft angreifen, der gegenwärtigen Bedeutung des Oekonomisch-Technischen entsprechend, seinem in gigantischen Ausmaßen fortschreitenden Vordringen, das schon über den durch Staat und Recht gezogenen Rahmen hinausragt, auch die Wissenschaft der Nationalökonomie im Zentrum der Erörterung, zeigt die Wirklichkeit den gewaltigen Einfluß dieser von Karl Marx erstmalig aufgezeigten, visionär geschauten Bedeutung der „Technologie", der technisch-ökonomischen Umgestaltung der Produktionsweise.

„Wenn die Technik", so schreibt neustens F. Pinner[56]), „nicht wider Erwarten neue große und wirklich produktive Expansionsmöglichkeiten[57]) schafft, so ist die Aussicht für die Menschheit, aus dem Stadium einer jener langen Depressionswellen herauszukommen, in die sie übrigens nicht zum ersten Male, aber niemals früher mit einer so gewaltigen Menschenüberzahl wie diesmal, geraten ist, vorläufig noch nicht sehr groß.

[56]) Vgl. von Felix Pinner den Artikel „Perspektiven" im Handelsteil des Berliner Tageblatts vom 1. 1. 33.

[57]) Diese Möglichkeiten sind in großem Maße vorhanden!

Das schließt nicht aus, daß im Rahmen dieser langen Depressionswelle Zeiten periodischer Konjunkturbelebung kommen, aber auch wieder abklingen werden. Im übrigen aber beginnt sich die Menschheit auf die wahrscheinlich nicht allzubald abebbende Stagnationsperiode durch das Gegenstück des Mittels einzurichten, das sie in der technischen Expansionsperiode angewendet hat, durch das Mittel der Geburtenbeschränkung und Bevölkerungsabnahme usw." . . . „Die Welt hat eine Epoche gewaltiger Kapazitätsausweitung hinter sich, in der nicht nur auf den meisten Produktionsgebieten die gesamte Erzeugungs-Kapazität erheblich gesteigert, sondern auch in starkem Maße bisherige manuelle durch maschinelle Kapazität ersetzt wurde. Die Folge davon war eine Riesen-Ausschaltung von Arbeitermassen aus dem Beschäftigungsprozeß. Eine Ausschaltung, wie sie während früherer Krisen in ähnlichem Umfange und mit so langer Dauer niemals beobachtet wurde, und von der ein erheblicher Teil nicht auf konjunkturelle, sondern auf strukturelle Veränderungen zurückzuführen ist".

Demgegenüber hat man folgendes entgegengesetzt: Sobald einmal eine „aufs Internationale, auf größere Weltmärkte" — wir wissen ja nicht, wie die technisch-industrielle Entwicklung in 10 Jahren aussehen wird — „eine auf Grenzenlosigkeit gerichtete Tendenz der industriellen Produktion und der Bankenkonzentration ihre Organisationsformen ausgebildet haben wird, sobald internationale Kartelle durch internationale Konzerne so befestigt sind, daß sie nationale Outsider nicht mehr zu fürchten haben, werden sie ihre Märkte selbst abgrenzen ohne staatliche Hilfe, ohne Rücksicht auf nationale Schranken" [58]). Durch internationale Kartellabreden seien ja schon nationalstaatliche Abgrenzungen illusorisch gemacht worden, und das technisch-ökonomische Raumproblem[59]) dränge über den durch

[58]) Vgl. L. Bernhard, Der Diktator und die Wirtschaft. Berlin 1930, S. 8.

[59]) Die Autarkie kann — ich bezweifle es nicht — in der Theorie

staatliche Handelspolitik geschaffenen Rahmen. Bisher sei das noch wenig in Erscheinung getreten, weil noch durch das Vorwalten des heutigen nationalen Prinzips, mit Recht ein Gebot der Selbsterhaltung [60]), bedingt durch die heutige Weltwirtschaftskrise, gegenüber dem in der Klassik vorherrschenden wirtschaftlichen — alias Freihandelsprinzip — das Interesse für scharfe staatliche Abgrenzung überwiege. (Man spricht ja auch darum heute davon, daß die weltwirtschaftlichen Beziehungen der Zukunft viel stärker als die der Vergangenheit unter der Kontrolle und Leitung durch den Staat stehen werden.)

---

ausgezeichnet erscheinen, aber bei der gegenseitigen Abhängigkeit der Volkswirtschaften ist sie nicht durchführbar, vielmehr „Belebung des Welthandels, das volkswirtschaftliche Glück aller Nationen" (Schacht). Fichtes „Ideal" der geschlossene Handelsstaat", so bewundernswert es als Werk des Geistes ist, paßt nicht in eine Epoche ultra-rationalisierter Technik und einer Produktion, welche den ganzen Planeten als Markt zu ihrer Erhaltung für sich braucht. Und wehe dann dem Volke, das ausgestattet mit einem hochindustriellen Produktionsapparat, weltwirtschaftlich abdankt! Es begibt sich jeder Möglichkeit, in späteren Zeiten irgendwelchen maßgeblichen Einfluß auf den Gang der Weltgeschichte ausüben zu können. Sie, die Geschichte ist nicht sentimental. Denn so ist es immer, im Menschen- wie im Völkerleben: wer da fällt, der bleibt liegen! „Da geht es um Größe oder Untergang für jedes der lebenden Völker." (O. Spengler: Jahre der Entscheidung I, Einleitung 1933.) Gerade „Deutschland, als die Herzkammer von Europa" (List), darf sich nicht in den Rollstuhl eines mutlosen Greisenalters zurückziehen, sich nicht völlig von der Welt abschließen, wie manche anderen Staaten es können, die über eine große Rohstoffbasis und einen notwendigen Lebensraum verfügen.

[60]) Nach dem Londoner Mißerfolg der Weltwirtschaftskonferenz, dieser Börse blinden Eigennutzes, könnte man ja weniger als je auf eine baldige Sanierung der weltwirtschaftlichen Lage rechnen; mithin hätten auch nationalen Erfordernissen gegenüber die Belange der Wirtschaft zurückzustehen, um des Volkes und Vaterlandes willen. An diesem Gesichtspunkt wird sich auch die Autarkiefrage in Deutschland zu orientieren haben. Es gilt der Primat der Lebenswucht der deutschen Volkswirtschaft vor der Einpassung in den Weltmarkt. Die Wirtschaft braucht den Staat, er darf nicht Atrappe wirtschaftlicher Interessen werden.

Aber wäre es, heißt es demgegenüber wieder, so ganz und gar unvorstellbar, daß im Zuge einer sich wieder vorwärts entwickelnden Weltwirtschaft [61]), welche aus obigen Gründen sich noch im Anfangsstadium befindet, anders gewendet, in einem Stadium der Gebundenheit, Gebilde erstehen könnten, neben denen in einzelnen Volkswirtschaften der Staat [62]) mit seinem Recht eine geringere Rolle spielen würde? (Freilich, woran sollte sich letztlich ein solches Gebildesein der Weltwirtschaft anlehnen — das wäre wieder die Frage?!)

Nun — wann und ob das geschehen kann, darüber zu diskutieren wäre helle Spekulation.

Daß es geschehen kann, wird — wenigstens technologisch und theoretisch gesehen — abhängig sein von der Erweiterung der Produktionsumwege und einer dazugehörigen wachsenden Neuakkumulation von Kapital [63]). Im modernen Kon-

---

[61]) Die Zukunft ist reich an schlummernden Möglichkeiten. „Das große Spiel der Weltpolitik ist nicht zu Ende, die höchsten Einsätze werden erst gemacht", bemerkt O. Spengler (in seinem neuen Buche „Jahre der Entscheidung" I 1933. München. Einleitung.) Fügen wir hinzu: der Weltwirtschaft. Das, was wir heute sehen, ist vielleicht doch nur ein Übergang, im Grunde neue Sammlung der Kräfte!

[62]) Das ist nicht gerichtet gegen den Ewigkeitscharakter des Staates als solchem, des Staates als „lebendigem Organismus", als des Trägers einer überdauernden Existenz, gegen den Staat als mächtiger Produktionsstütze (siehe die Vergangenheit Englands), des Staates als wirtschaftlichem Produktionsfaktor im Sinne Friedrich Lists und Max Webers. Stehen wir doch heute an derselben Stelle. Die Persönlichkeit ist vergänglich; aber diese Einzelpersönlichkeit bildet auch wieder die Grundlage des Staates, auf moralisch geistigem wie materiellem Gebiet, aus ihr nur allein geht ursprünglich schöpferisches, geistiges Gestalten hervor. Wohl dem Staate, welcher solche gottbegnadeten Führerpersönlichkeiten festzuhalten weiß: Sonst tritt an die Stelle der hervorragenden Persönlichkeit die Herrschaft des Durchschnitts, das Strebertum, die Klique, der Bürokratismus, Entartung.

[63]) Wir wollen nicht prophezeien, nur Möglichkeiten aufdecken.

zern- und Trustrecht meisterte ja schon die Wirtschaft die juristische Form.)

Immer sind es zu einem guten Teil ökonomische Tatsachen, der Rentabilitätssektor, das Knappheitsprinzip, sowie die Gewinnchance, alias das Quasirentenprinzip, welche ausschlaggebend sind, neben der nötigen Einsicht in die produktionstechnischen Zusammenhänge, darüber hinaus: Die Bilanz, die Preise. Denn Umfang und Art der wirtschaftlichen Tätigkeit des Individuums bestimmt sich durch die Rentabilität, dem Bestehen eines „reizvollen" Verhältnisses [64]) zwischen Nutzen und Risiko, Chance und Wagemut. Sie „ist vom erzielten Preise abhängig, der wiederum das Ergebnis des Zusammenspiels der Marktparteien ist, und alle Preise hängen von einander ab, stehen in „Interdependenz", und das System der „interdependenten" Preise fügt mit Hilfe des Rentabilitätsstrebens die Wirtschaften zu einer Einheit zusammen, und die Volkswirtschaft, deren Wesen im marktmäßigen Zusammenspiel dieser Preise besteht, läßt sich demzufolge durch ein System „interdependenter", von einander abhängiger Gleichungen darstellen, und so oder ähnlich ist die Marktwirtschaft bewußt oder unbewußt immer von ihren namhaften Vertretern aufgefaßt worden" [64a]).

Darum die Nationalökonomie „the science of the prices".

Wir kennen die Zukunft nicht, aber sie kennt uns. Mit genau demselben Recht, mit einem Hinweis auf die Irrationalität und die Imponderabilien der Geschichte, im Gegensatz zu obigem, könnten wir sagen: Kamen nicht immer wieder Zeiten, wo religiöse und nationale Ideale alle wirtschaftlich-materiellen Interessen in den Hintergrund drängten? Aber man vergesse auch die Vorbehalte nicht: Gäbe es eine Entwicklung völlig über Spezifisches hinweg?

[64]) Natürlich treibt dieses Verhältnis sehr oft weit in die Sphäre der Spekulation hinaus, über den durch Gemeinwohl und Gesamtinteresse gezogenen Rahmen. Sache einer klugen Wirtschaftspolitik ist es dann, für ein besseres Gleichgewicht zu intervenieren, sofern sich die Verhältnisse nicht schon von selber bereinigen.

[64a]) E. Kauder, Repetit. der Theoretischen Nationalökonomie, Wien 1932, S. 7.

Ueberall taucht dieses Grundphänomen auf. Was ist nicht alles Preis?

Die Preise sind die Gesetzestafeln[65]), die über allem menschlichen Zusammenleben als ungeschriebenes Gesetz hängen, in eine marxistische Sprache übersetzt: die „Produktionsverhältnisse". — So wie der Darwinismus die Ausbildung der Werkzeuge der Tiere und Pflanzen für den Kampf ums Dasein entscheidend sein läßt, so sieht Marx in der Entwicklung der Technik, d. h. in der Entwicklung der Werkzeuge des Menschen (des indirekten Produktionsprozesses), woran die Theorie des „relativen Mehrwertes" einen entscheidenden Anteil hat, das entscheidende Merkmal für die sozialen Gegensätze, für die Discrepanz zwischen technischer und wirtschaftlicher Entwicklung[66]). Die Reife der Arbeitsmittel, der Zustand der Technik entscheidet da letztlich über das Zusammenleben, die sozialen Verhältnisse, die politischen,

---

[65]) Dieses oben genannte Verhältnis zwischen dem Staat als dem präpotenten historischen Träger von Macht und der modernen Wirtschaft, welche als gestaltende Kraft sich neben den Staat zu stellen wagt, deren Kosmosgesetze, Tabugesetze, Warnungstafeln für den Staat sind, die ihm sagen, wo die Grenzen seiner Macht liegen, wenn er sie wider jene Macht einsetzen will, hat neuerdings Arthur Salz einer näheren Betrachtung unterzogen. (Vgl. A. Salz, Macht und Wirtschaftsgesetz. Leipzig und Berlin, 1930.)

[66]) Daß dieser Vergleich keineswegs bloß auf ein äußerliches Zusammentreffen zweier geschichtlicher Daten gegründet ist (der „Ursprung der Arten" und der erste Teil des Marxschen Kapitalwerks: „Zur Kritik der politischen Ökonomie", erschienen beide im Jahre 1859), sondern einen tieferen Zusammenhang ausdrückt, ist von Friedrich Engels an Marxens Grabe ausgesprochen worden und auch von Marx nahegelegt. Marx sagt: „Darwin hat zuerst das Interesse auf die Geschichte der natürlichen Technologie gelenkt, d. h. auf die Bildung der Pflanzen- und Tierorgane als Produktionsinstrumente für das Leben der Pflanzen und Tiere. Und er stellt die Frage: „Verdient die Bildungsgeschichte der produktiven Organe des Gesellschaftsmenschen, der materiellen Grundlage jeder besonderen Gesellschaftsorganisation, nicht gleiche Aufmerksamkeit...?" (Vgl. Karl Marx, Kapital, Band I, Ausgabe Kiepenheuer, Berlin 1932, S. 355.)

letzten Endes über die gesamte Kultur [67]). Immer ist es die „Technologie", die das aktive Verhalten des Menschen zur Natur, den unmittelbaren Produktionsprozeß seines Lebens, damit auch seiner gesellschaftlichen Lebensverhältnisse und der ihnen entquellenden geistigen Vorstellungen, enthüllt. — Die Technik danach Grundlage, nicht Dienerin der Wirtschaft. (Vgl. Marx, Das Kapital, 1. Bd. 2. Aufl. 1872, 13. Kap. S. 355, Kiepenheuer 1932.)

Nun darf das nicht dazu verleiten, das Geistig-Kulturelle gemäß der historisch-theoretischen These der materialistischen Geschichtsauffassung, den sogenannten, bei Marx völlig abfällig bewerteten, ideologischen Ueberbau, unmittelbar und gradlinig aus dem Technisch-Oekonomischen resultieren zu lassen [68]). Das wäre eine ungeheuerliche Vergewaltigung! Man kann absolut nicht praktisch-politisch durch Schaffung bestimmter Produktionsverhältnisse bestimmte geistige Verhältnisse schaffen. Auf jeder Stufe wirtschaftlicher Entwicklung sind stets kulturgewordene, geistige Verhältnisse da, Religiöses, Künstlerisches, Politisches, Rechtliches, Biologisches (hier wären einzelne Arbeiten Sombarts ernstester Betrachtung zu würdigen), Verhältnisse, mit welchen der praktische Politiker rechnen muß, Verhältnisse, die sich wenden gegen unlebendige Fesselung, gegen Unterdrückung des göttlichen Funkens und

[67]) Durch Marx ist die materielle Grundlage unserer Existenz, die Wirtschaft, zum ersten Male entscheidend in das politische Denken aufgenommen worden. Darauf beruhte die ungeheure Wirkung Marxens, daß hier zum ersten Male auf die Bedeutung des Technisch-Ökonomischen für Fühlen, Wollen und Denken der Menschen hingewiesen wurde, das jetzt einer ganz anderen, ernsteren Beobachtung zugänglich wurde; freilich gänzlich einseitig verabsolutiert. Es ist Max Webers Verdienst, als Religionssoziologe auch die umgekehrte Kausalverkettung gezeigt zu haben.

[68]) Gegen diese Einseitigkeit, die Überschätzung des Ökonomischen, opponierten mit Recht die „historische" Schule und Friedrich List in seinem genialen „Nationalen System" (1841).

des Schöpferischen im Menschen, gegen Mechanisierung und Kollektivisierung, kurz gegen eine Allgewalt des Materiellen.

Gott bewahre uns vor einem Materialismus ohne Seele, Glauben, Idealismus, ohne Furcht vor dem Unendlichen!

Geistiges Leben aber uniformieren, mechanisieren wollen, würde heißen: verzweifelte Dumpfheit, seelenzersetzende Heuchelei, folgenschweren Haß säen!

Dies zum heutigen Bolschewismus!! Auch Lenin hat diesem Moment später Rechnung tragen und dem selber Ausdruck geben müssen.

Darum steht diese Wissenschaft im Zentrum der Erörterung, und darum ist sie so interessant, weil die Persönlichkeiten, welche den Ausbau dieses Produktionsapparates, dieses feinmechanischen, hochkomplizierten Präzisionsapparates vorwärts treiben, letztlich Schauende, Wagende, Träumer, „hoffnungsvolle Unzufriedene" (Gottl)[69]) sind, und nicht zum wenigsten, das darf man gerade als Deutscher mit bestem Gewissen und frohem Stolze sagen, beruht Deutschlands weltwirtschaftliche Stellung auf

---

[69]) Rastlos von dem Stachel des Wettbewerbs getrieben, müssen sie stets auf dem Posten sein, immer sinnen ..... in die Zukunft blicken, gemeint hier „auf Rentabilität in die Zukunft hinaus". Müssen alle die von der Notwendigkeit der Massenproduktion gestellten Erfordernisse erfüllen, „bei Strafe des Unterganges", wie Karl Marx sagt. Niemals ist die Unruhe behoben. Für diesen Druck sorgt schon die kapitalistische Wirtschaft, die immer voll Spannkraft ist. Und sind sie noch dasselbe wie vor wenigen Menschenaltern? Triumphiert nicht über die Schlauheit früheren Erwerbs lautere Klugheit heute? Leider ist eine oberflächliche Kritik gleich bei der Hand, alle Mißerfolge des „Kapitalismus" den Unternehmern in die Schuhe zu schieben. Nun — beruhen nicht alle Dispositionen in die Zukunft auf Annahmen? Kennen wir sie? Werden wir deshalb stets richtig in die Zukunft blicken? Noch dazu, wo „das Wirtschaftsleben zunehmend undurchsichtiger wird, immer schwerer in sich beweglich"? (v. Gottl, Mythus der Planwirtschaft, Jena 1932, S. 53,)

diesem Rückgrat höchster Leistungsfähigkeit; da liegt seine große Chance. (Wir brauchen die Watts und Humboldts zukünftig mehr denn je; darin unterscheidet sich unser sozialistischer Zukunftsstaat von einem Marxistisch-Kautskyschen.) — Darum so interessant, weil im letzten Grunde ein irrationales, ein romantisches Element, ein Unberechenbares es ist, das stets Neues ersinnt und die entscheidenden Bewegungen erträumt: Freilich, dies ermöglicht wird durch das kapitalistische System, das die Menschen reizt, stets neue Quasirenten zu erspähen. Darin liegt ja die Bedeutung der Ricardoschen Grundrententheorie, die in ihrer Verallgemeinerung, der Quasirententheorie, die lebendigen Kräfte in diesem dynamischen System aufzeigt[70]).

In jedem Wagen, im Kampf mit dem Risiko, liegt natürlich die Sicherheit von Fehlern, aber niemand wird deswegen beachsichtigen wollen, den Gedanken des natürlichen Vorteilsstrebens und der natürlichen Auslese, diese stärksten Wirkungselemente in diesem ganz auf Dynamik ausgerichteten System, ebenso wie den des unerläßlichen und belebenden Wettbewerbs in der Wirtschaft auszuschalten, wissen wir doch, daß die Wirtschaft nur auf dem „Rentabilitätsprinzip" sich aufbauen kann.

Aber wir kennen auch die Nachteile und Gefahren, welche in diesem System liegen. Nur zu sehr treten hier rein ökonomische Rücksichten in den Vordergrund, bisweilen so gewaltig, daß die großen nationalen und idealen Gesichts-

(Freilich erfüllen den Idealbegriff des Unternehmers nicht alle. Das trifft nicht den Kapitalismus als solchen, sondern die Unzulänglichkeit menschlichen Lebens überhaupt. Wo viel Licht, auch viel Schatten.)

[70]) Es gibt kein kollektivistisches Prämiensystem, keine Stoßbrigadenwirtschaft, die mit den psychologischen Antriebsmitteln der freien Marktwirtschaft, mit denen des „Kapitalismus" auch nur annähernd zu wetteifern vermag. Für den parteipolitisch unbefangenen Wissenschaftler können die russischen Erfahrungen nur als Bestätigung für die vorangegangene These dienen.

punkte völlig zurückgedrängt werden. Das Streben nach Ertrag entartet nur zu leicht zu skrupelloser Profitgier. Die industriellen Organisationen werden durch die gewaltige Konzentration ein überpersönlicher Mechanismus mit allen den Schwächen [71]) und inneren Leiden infolge von Ueberdimensionierung und Rationalisierung, dessen Ueberführung in eine sogenannte Gemeinwirtschaft mit statistisch orientierter Zentrale schon oft erwogen wurde. (Vgl. Adolph Wagner)[72]).

---

[71]) Die Gründe dafür sind mannigfaltig. Die Tendenzen der Unpersönlichkeit und Anonymität wachsen, und der „Kapitalismus" macht dann jene unglücklich widrige Figur des „Generaldirektoriums", die ohne Befähigung und strenge Orientierung an den wirtschaftlichen Möglichkeiten und Bedürfnissen, ohne Verständnis neuen Produktionsvorstellungen gegenüber, die Wirtschaft in jene Überkapazität, die noch verstärkt wird von der handelspolitischen und kreditpolitischen Seite her, hineinsteigert, in jene Überkapazität, welche zur Verschärfung der Krise soviel beigetragen hat, in jene Überkapazität, die jene Stimmung von Hoffnungslosigkeit und Ratlosigkeit erzeugt, jenen Zweifel an der Regenerationsfähigkeit des „Kapitalismus". Aber: je größer ein Unternehmen, um so „volkswirtschaftlicher" muß es geführt werden, heißt es schon beim alten Schmoller!

[72]) In der Entstehung und Entwicklung von Kartellen und Trusts hat man ja im Anschluß an Marx' Konzentrations- und Akkumulationstheorie ein Argument der Prophetie einer kollektiven Produktionsweise sehen wollen: die industrielle Konzentration als Selbstzweck die letzte Phase der individualistischen Produktionsordnung, die Brücke zur kollektiven Erzeugung, eine „Übergangsform zum Antikapitalismus". Aber bei den Kartellen und Trusts liegt doch offenbar folgender Tatbestand vor: Ausmerzung der kostspieligsten Produktionsstätten vom Markte; Übernahme der Produktion durch die geschicktesten und sorgfältigsten, im Konkurrenzkampf ausgewählten Unternehmer, niedrigste Produktionskosten — Konsumentennutzen, Produzentenrente: in toto höhere Güterversorgung. Dagegen beim Kollektivismus kommt es nicht zu dieser Selektion, Hinwendung „zum besseren Wirt" aus ganz internen Gründen. Darum hohe Produktionskosten, Weiterbehalten längst abgestorbener Unternehmungen: in toto völlige Bürokratisierung. In praxi wird sich naturgemäß dieser oben geschilderte begrüßenswerte Tatbestand nicht absolut zeigen: im großen und ganzen sind aber doch die Unternehmer „die best-

Und doch ist aller Konzentrationsmechanismus (sit venia verbo!) kein starrer berechenbar-beherrschbarer Mechanismus, sondern stets bleibt als treibende Kraft die Persönlichkeit fühlbar mit ihrer divinatorischen Gabe der Schau, des Ideenreichtums, ihrer Energie zu wagen, ihrem Drang zum Schaffen unter Risiko und Chance, ihrer Anpassungsfähigkeit — sie lebt und bringt die entscheidende Wendung, sie findet, wenn alles sich das Ende vorstellt, stets einen Ausweg, sie hat vielleicht darum Erfolge, weil sie stets das bezweifelt, was die anderen glauben.

Denn gäbe es sie nicht, wie sollte auf die Dauer für die erste Vorbedingung der volkswirtschaftlichen Bedarfsdeckung, für das Vorhandensein von Gütern, in ausreichendem Maße gesorgt sein? Keiner der den „Kapitalismus" — versteht sich, nicht einen zügellosen, sondern gezügelten, auf dem Prinzip der Selbstdisziplin beruhenden — bejaht, wird behaupten wollen, er sei eine vollkommene Wirtschaftsform, ist es doch seit Jahrtausenden den Menschen nicht gelungen, eine Wirtschaftsordnung zu schaffen, die auch nur einigermaßen befriedigen könnte.

Nein, nicht vollkommen, aber überlegen;

---

gewählten, bestkontrollierten und wohlfeilsten Beamten". Das darf bei einem zusammenfassenden Urteil nicht außer acht gelassen werden. Nur Unwissenheit über wirtschaftliche Tatsachen kann zur Verkennung der Bedeutung der Fusionen für das ökonomische Geschehen führen. Dem Staate aber fällt die Aufgabe zu, Mißbräuche im Namen des öffentlichen Interesses zu bekämpfen, andererseits bereinigen sich die Verhältnisse schon von selber. Es erwächst gleichsam im Gegensatz zu jener Aufblähung, gleichsam von unten herauf wieder Dezentralisation, Auflockerung, auf zahlreichen Gebieten des Wirtschaftslebens (v. Gottl., Mythus der Planwirtschaft, 1932). „Es kommen neue Zweige des gewerblichen Lebens herauf, wo die Mechanik nicht folgen kann" (Johannes von Miquel). Schumacher weist neuerdings auf die Bedeutung der Elektrifizierung hin, die die Tendenz zum Großbetrieb mindere, die sog. optimale Betriebsgröße herabdrücke.

ein notwendiges Uebel! Hier ziert wahrhaft den ganzen Gedankengang das Nietzschewort:

„Man muß Chaos in sich tragen, um einen tanzenden Stern gebären zu können"

(Nietzsche, Zarathustra).

Solche Erkenntnis weiß sich aber auch eins mit wahrer Sozialpolitik, mißt sie doch dieser, der „Königin unter aller ökonomischen Politik", die allergrößte Bedeutung bei, wenn sie sich auch von Anfang an darüber klar ist, daß solch tätige, von wahrer Führerverantwortlichkeit und hohem sozialen Verständnis getragene Sorge ihrem Wesen nach nicht anders als unvollkommen sein kann.

Technik und Wirtschaft sind darum Lebensformen, nicht nur errechenbar-rationalistischer Artung, sondern auch irrationaler.

Und das ist es, was diesem dynamischen System „Kapitalismus" die erstaunliche Widerstandskraft gibt. Es sieht keineswegs so aus, als ob es in diesem Reiche Abend werden wollte. Er, der „Kapitalismus", hat den „schweren Beweis bereits zu führen vermocht", daß diese Wirtschaftsordnung in sich möglich sei. „Die gedachte bleibt ihn schuldig" (Gottl). Die Leistung des Kapitalismus in der Vergangenheit war riesengroß. Die Leistung des künftigen Kapitalismus, es wird der sein, der er heute ist und gestern war, wird bestimmt nicht kleiner sein. „Wahr ist, was sich bewährt". Die Prophezeiungen von einem baldigen Stillstand oder gar Rückschritt haben sich immer wieder als Täuschungen erwiesen, und so wird man zu der Auffassung gelangen, daß dieses vielgeschmähte kapitalistische System doch eine ganz erstaunliche Widerstandskraft und Elastizität und Geschmeidigkeit bewiesen hat. Eine Fähigkeit zur Konsistenz, zum Ausweichen von Gefährnissen, zum Parieren von Schlägen, die viel zu viel Beweglichkeit gezeigt hat, als daß man dieses zähe Durchhalten und neue Wege Suchen und Finden als die traditionelle Beharrungsträgheit eines alten und überalterten Systems abtun könnte.

Die geistigen Einflüsse.

Um die Wende des 17. Jahrhunderts führen aber noch andere — „geistige" Quellen — zur Umwandlung und Umgestaltung der nationalökonomischen Begriffsbildung. Es sind bestimmte Geistesströmungen, welche — an sich nicht neu — in dieser Zeit eines übersteigerten Rationalismus zu mächtigster Entfaltung gekommen waren. Es ist dies die naturrechtliche und naturphilosophische Einstellung der Zeit, neben der naturwissenschaftlichen überkommenen, seit Galilei, Kepler und Newton, in die hinein der Begründer des Physiokratismus geboren wurde.

Es dürfte geeignet sein, um eine geeignete Perspektive für den Physiokratismus zu eröffnen, einige Bemerkungen vorauszuschicken, die die allgemeine Richtung der Gedanken- und Vorstellungswelt berühren, aus welchen die physiokratischen Ideen hervorwuchsen. Es sind bestimmte Geistesströmungen, die um die Wende des 17. Jahrhunderts zu mächtigster Entfaltung gekommen waren.

§ 4. Der anthropomorphische Gesetzesbegriff.

Die großartige Entwicklung der Naturwissenschaft während des 16. und 17. Jahrhunderts hatte das mittelalterlich-religiös gefärbte Weltbild umgestaltet und Anlaß zu einem intellektuellen Optimismus gegeben, der sich auf den meisten Lebensgebieten geltend machte. Den Ursachenzusammenhang, den man in der Natur aufgedeckt hatte, wollte man auf dem Gebiete des gesellschaftlichen und kulturellen Lebens wiederfinden. Aus diesem Streben, das Dasein wissenschaftlich und kausal zu erklären, anstatt sich auf Autoritäten und Wunder zu berufen, gehen alle die verschiedenen „natürlichen Systeme" hervor, welche so zahlreich während des 17. Jahrhunderts sind. Die Naturrechtslehre war zur unbedingten Beherrscherin der Rechtslehre, der Politik, der Gesellschafts- und Staatslehre geworden. Man wollte gründen: eine natürliche Religion, natürliche Erziehung, natürliches Recht etc.

Ueberall macht sich der Einfluß der naturwissenschaftlichen Denkweise geltend. (In Analogie dazu sollten sich atomistische und mechanistische Grundvorstellungen auf das Gesellschaftsleben anwenden lassen.) Der Glaube an die Autonomie, an die volle Erkenntniskraft der Vernunft, schien unbegrenzt, von dorther müßten sich alle Probleme lösen lassen. Eine völlige Ueberbetonung des Rationalen!! (Der Physiokratismus ist der absolute Gegensatz zum Sorelismus; dort eine Ueberschätzung des Rationalen — hier eine Ueberbetonung des Irrationalen, beide faszinierend in ihrer Einseitigkeit!!) Indes — man darf nicht vergessen, daß das neue Weltbild seit langem mit älteren mittelalterlichen und antiken Vorstellungen behaftet war. In die Regelmäßigkeit und Gesetzmäßigkeit, die man in der Natur fand, wollte man jedoch Vorstellungen von Vernünftigkeit und Zweckmäßigkeit hineinlegen. Die mittelalterliche und antike Teleologie blieb. Es dauerte lange, bis man alle Zweckmäßigkeitsnormen aus dem neuen naturwissenschaftlichen Gesetzesbegriff ausmerzte. — Freilich, die mittelalterliche Auffassung, daß das Universum von einem höchsten Gesetzgeber geleitet würde, und daß alles, was mit seinem Willen übereinstimmte, etwas positiv Gutes wäre, verschwand. Aber man ersetzte den höchsten Gesetzgeber durch die Natur selbst. Diese blieb persönlich gefärbt, und man konnte deswegen von der Allweisheit der Natur etc. sprechen. Die Natur repräsentierte das höchste Gut und das Ziel, der Zweck allen menschlichen Lebens war, nach der Natur zu leben, ihren Gesetzen zu folgen. Auf diese Art wurde das Bedürfnis des Menschen des 17. Jahrhunderts, hinter den konstanten Verhältnissen, hinter den Erscheinungen eine persönliche Kraft, „an invisible hand", zu sehen, befriedigt. Hierdurch erhielt aber auch der Begriff Naturgesetz eine anthropomorphe Nebenbedeutung. Was herauskam, war eine Vermischung der Begriffe: Normgesetz und Naturgesetz.

§ 5. Die Bedeutung der Naturrechtslehre.

Ein typischer Ausdruck der hier erwähnten Doppelbedeutung ist also die, im Zeitalter der Aufklärung, im 17 .Jahrhundert, so ausgebreitete Naturrechtslehre, deren Ursprung bisher irrtümlich in der stoischen Philosophie gesucht wurde (vgl. Hasbach, die allgemeinen philosophischen Grundlagen der politischen Oekonomie; Schmollers Forschungen. 1891. Bd. 10). Der Stoizismus ist aber nur eine unbedeutende Nebenströmung, nicht der wichtigste Bestandteil des antiken Naturrechts. Die Naturrechtslehre geht zurück auf Heraklit. Sie zeigt eine Kontinuität der Entwicklung von Heraklit über die Sophisten zu Plato, Aristoteles bis Augustin und weiterhin, und findet in der Scholastik eine Fortsetzung.

Während des Mittelalters spielen neben den theokratischen die naturrechtlichen Ideen eine bedeutende Rolle. Man sprach von einer lex naturalis, die über dem Kaiser stand wie dem Papst [73]). Von da an, während des 16. und 17. Jahrhunderts, entwickelte sich diese Lehre unter dem Einfluß der naturwissenschaftlichen Gedanken und gelangte zu höchster Blüte. (Dilthey, Ges. Schriften, Bd. I, Leipzig 1914.)

Der gemeinsame Ausgangspunkt für alle Vorstellungen von Rechten war, daß diese später aus gewissen allgemeingültigen und ein für allemal gegebenen Anlagen in der menschlichen Natur hergeleitet werden konnten. Rechte folgen mit Notwendigkeit aus Eigenschaften der Menschen in analoger Hinsicht, wie Naturphänomene aus dem Spiel der Naturkräfte. Gleich wie man normative Vorstellungen in die Ordnung hineinlegte, so legte man hier naturwissenschaftliche Begriffe und Gesichtspunkte in die menschlichen Normen.

Es ist klar: Sieht man das Recht an als eine Funktion der menschlichen Natur, so fällt alles fort, was in den menschlichen Gesetzen verpflichtet. Freiheit, dem Gesetz zu folgen

[73]) Vgl. hierzu J. Jastrow, Naturrecht und Volkswirtschaft in den „Jahrb. für Nationalökonomie", III. Folge, Band 71, 1927.

oder es zu übertreten, gibt es nicht. Alles geschieht, wie in der Natur, mit Notwendigkeit. Doch nahm man auch hier an, daß die Natur gut sei und in zahlreichen naturrechtlichen Schriften wird unaufhörlich gepredigt, daß die natürlichen den positiven Gesetzen[74]) überlegen wären. Ja, bei einigen Naturrechtstheoretikern, wie z. B. dem Popularphilosophen Rousseau[75]), wird die auf die Natur aufgebaute Gesellschaft als das verlorene Paradies der bürgerlichen Gesellschaft ausgemalt. Der Naturzustand bei Rousseau ist nicht so sehr eine wissenschaftliche Konstruktion, sondern vielmehr ein Ausdruck für einen unklaren Naturenthusiasmus[76]). Die Macht der Naturrechtslehre über die Sinne während einer längeren Periode resultiert aus dem Glauben an die Güte der Natur und ihre Zweckmäßigkeit. Dieser Glaube wurde dann weiterhin dadurch gestärkt, daß man gleichzeitig das Naturrecht als etwas Kausalnotwendiges ansah.

---

[74]) Otto von Gierke, Johannes Althusius, Breslau 1913. Interessant in diesem Bezuge ist, daß heute das Naturrecht nicht als Gegenstand des Rechts, sondern der Philosophiegeschichte fungiert. Denn die Systeme des Naturrechts wandeln sich je nach dem allg. Weltbild, aus dem sie entspringen. Der Einfluß des Naturrechts kennzeichnet sich hauptsächlich dadurch, daß es das Thema lieferte: Wie würden sich die Beziehungen der Menschen unter sich entwickeln, wenn es keine Gesetzgebung gäbe? Das ist ein Geschenk des Naturrechts an die Nationalökonomie, sagt Jastrow (a.a.O.), von ewiger Dauer. Also die streng wissenschaftliche naturrechtliche Fragestellung lautet: Wie würde sich eine Wirtschaft nach Naturgesetzen allein entwickeln? Naturrechtslehrer gehen von dem Gedanken aus, daß es Naturrechte a priori vor Staatsgesetzen gegeben hat, da waren und da sein werden, wenn es Staatsgesetze nicht mehr geben wird; daß sie aber auch da sind, während die Staatsmänner Staatsgesetze machen und unabhängig von dem, was in diesen Gesetzen steht. Es gibt eine Autorität, die mächtiger ist, als die Staatsautorität: die universelle Vernunft oder die Natur selbst!!

[75]) Vgl. K. Diehl, Art. „Rousseau" im H. d. St. 4. Aufl.

[76]) Nur war das damals noch keine Flucht aus der Technik, kein Haß gegen den übermächtigen Zwang der Mechanisierung, wie heute.

§ 6. Physiokratische Grundgedanken nach Quesnay.

Die oben angeführte Unklarheit macht sich nun auch in dem frühesten ökonomischen Lehrgebäude geltend. In dieser Hinsicht ist der Physiokratismus mit seiner Zeit verbunden, und die Erklärungen dieser Schule müssen im Zusammenhange mit den allgemeinen Tendenzen der Vorstellungswelt des 17. Jahrhunderts erfolgen. Derselbe Name „Physiokratismus" zeigt ja deutlich, daß wir es hier mit einem „natürlichen" System zu tun haben. Eine sorgfältige Analyse ihrer Anschauungen wird dann zeigen, wie der „Gesetzes"begriff auf dem Gebiete des gesellschaftlich-ökonomischen Lebens sich aus den naturrechtlichen Ideen entwickelt, die sehr stark bei Quesnay vertreten waren. Hobbes und Grotius wirkten in dieser Richtung auf ihn. Die folgende Darstellung gründet sich ausschließlich auf Quesnay. Wir lassen hier Quesnays rein nationalökonomischen Schriften unberücksichtigt. Hier kommen hauptsächlich in Frage:

1. Le droit naturel (nach Oncken publ. im Journ. de l'agriculture, du commerce et des finances, 1766).
2. Evidence, ein Artikel in der großen französischen Encyclopädie, 1756.
3. La Liberté, ein Auszug aus: Mémoires de l'académie royale de chirurgie, 1748.

(Sämtliche Artikel in Onckens Auflage von Quesnay. Vgl. A. Oncken, Oeuvres économiques et philosophiques de F. Quesnay, Frankfurt a. M. et Paris 1888.) Quesnays allgemeiner Gesichtspunkt hinsichtlich des wissenschaftlichen Problems kommt klar zum Ausdruck in dem für die große Encyclopädie verfaßten Aufsatz über Evidence. Eine ziemlich eingehende Darstellung seiner Erkenntnistheorie gibt W. Lenhard (Zur Methode der Physiokraten, Heidelberg 1931, S. 41 ff.). Dort heißt es: „Evidenz ist zunächst nichts anderes als klares Erfassen und unbezweifelbare Einsicht".

„Le terme évidence signifie une certitude si claire et si manifeste par elle-même, que l'esprit ne peut s'y refuser“[77]).

Identisch mit logisch-rationalem Denken schlechthin: Ein Ausfluß der Tätigkeit der Vernunft. Den Gegensatz dazu bildet das nicht rein-rationale Denken: der Glaube (foi nicht révelation!).

„La foi nous apprend des vérités que ne peuvent être connues par les lumières de la raison“.

Deutlich bleibt somit geschieden: Klarheit und Sicherheit eines vernunftmäßigen Denkens gegenüber allen Vorstellungen, die auf wissenschaftlichen Erkenntniswert keinen Anspruch erheben können. Ihnen fehlt die Sicherheit der Evidenz. Vor allem dem Glauben.

„L'évidence n'est pas dans la foi“ (Oncken S. 765.) Nur das Denken der Vernunft begründet die eigentliche Erkenntnis. Unter allen geistigen Fähigkeiten besitzt sie den Vorrang, ist wichtiger, weil zuverlässiger.

„La raison, cet assemblage de facultés intellectuelles, est ce que nous pouvons nommer les yeux de l'âme . . .“ (Mercier de la Rivière, l'ordre naturel et essentiel des sociétés politiques, S. 612. London (Paris) 1767). . . . . .

Die Erkenntnis ist eine psychologische und psychogenetische Angelegenheit . . . Beginn und Ursache der Vernunfttätigkeit resultiert aus der Fähigkeit, Eindrücke von außen zu empfinden: Das sind die „Sensations“.

„Ce sont nos sensations physiques et involontaires qui forment en nous cette lumiere par l'attention que nous leur donnons.“ (Mercier, de la Rivière, l'ordre naturel et essentiel des sociétés politiques, London (Paris) 1767, S. 612.)

Danach werden gewisse psychische Zustände in unserer Vernunft nur widergespiegelt. Zwei Beziehungsmöglichkeiten der sensations sind vorhanden. Einmal: Zwischen Gegen-

[77]) A. Oncken, Oeuvres économiques et philosophiques de F. Quesnay, Francfort s/M.—Paris 1888, S. 764.

Sämtliche Zitate bei W. Lenhard, a.a.O., S. 41 ff.

[78]) Vgl. A. Oncken, a.a.O., S. 779.

stand und sensation (Vernunft). Dann: sind es auch Zusammenhänge der Sensationen unter sich. Werden diese im richtigen Verhältnis zueinander gesehen, dann entsprechen sie genau sowohl den Verbindungen der körperlichen Erscheinungen selbst als auch der Relation zum Subjekt. Danach werden grundsätzlich zwei Wahrheiten unterschieden:

„Des vérités, réelles, et des vérités purement speculatives ou idéales.

Les vérités réelles sont celles qui consistent dans les rapports exacts et évidents qu'ont les objets réels avec les sensations qu'ils procurent. Les vérités purement idéales sont celles qui ne consistent que dans les rapports que les sensations ont entre elles . . . séparéement des objets réels de ces sensations" [78]). Soweit Lenhard!

Als Beispiel für Wahrheiten letztgenannter Art führt Quesnay die metaphysischen, die geometrischen, die logischen und die auf Hypothesen gegründeten an. Bei den ideellen Wahrheiten abstrahiere man von dem Gegenstand selbst und denke nur an das Verhältnis zwischen den Wahrnehmungen oder den Vorstellungen und den Begriffen, welche wir von dem Gegenstand haben. Beispielsweise — eine Person, die träumt, sie sei in einem Walde von einem Löwen überfallen und deswegen sich auf einen Baum rettet, zieht richtige Schlußsätze und denkt deswegen ideell gesehen richtig, auch wenn das Verhältnis zwischen Objekt und Subjekt, d. h. die Wahrnehmung eine Chimäre ist. Wenn wir eine generelle Vorstellung von etwas haben wollen, so müssen wir das Gemeinsame in der Mannigfaltigkeit aufsuchen. Daß der Schnee weiß ist, sagt noch nicht, daß alle die verschiedenen Schneepartikelchen unter sich absolut gleich seien, aber wir vereinen alle die verschiedenen Qualitäten zu etwas Einförmigen und Generellen. Die menschliche Kraft in Begriffe zu fassen schränkt sich im allgemeinen auf einen einzelnen Teil des Objekts ein. Eine Person, welche z. B. Aepfel ißt, und die den Geschmack aufmerksam prüfen soll, kann im selben Augenblick nicht an die Form des Apfels denken, nicht an die

Farbe, nicht an die Größe[79]). Hier liegt die Grenze im menschlichen Erkenntnisvermögen. Man kann hier nur einem höchsten Wesen die Kraft zuschreiben, auf einmal alle Details deutlich und vollständig zu erfassen und zu einem zusammenhängenden Ganzen zu vereinen. Durch das Gedächtnis können wir indes kontrollieren, ob unsere Wahrnehmungen von der Außenwelt richtig sind. Wahrnehmen wir ein Objekt mehrere Male auf dieselbe Art, so wissen wir, daß unsere Beobachtung richtig war. So sind wir zu einer reellen Wahrheit durchgebrochen. Die Beobachtung wird weiter festgestellt dadurch, daß sie vielen Menschen gemeinsam ist. Allein, erst durch die Wirksamkeit der Vernunft kann der Mensch sein Dasein ordnen und sich in der Welt orientieren. Mit dem Tier verbindet den Menschen der Instinkt, aber durch die Vernunft können wir zwischen den verschiedenen Motiven wählen. Unsere Freiheit liegt darin, daß wir entweder uns zu einer Sache entschließen oder es bleiben lassen. Wir können aber nicht beides auf einmal tun. Da wir gerade gegenüber den Motiven oder den Instinkten indifferent sind, sind wir nicht frei. Die Freiheit besteht in der reinen Vernunft. Durch sie können wir uns mit der göttlichen Ordnung in der Welt verbinden.

„Car la liberté divine n'est qu'une pure liberté d'intelligence. C'est dans l'idée d'une telle liberté, à laquelle l'homme est élevé par son union avec l'intelligence divine, que nous apercevons que nous sommes réellement libres.“ [80]).

Diese Erkenntnis zu erreichen ist der wahre Grund der Moral wie der Wissenschaft. Die Welt ist nach der göttlichen und natürlichen Ordnung zweckmäßig gestaltet. Dadurch, daß wir uns Kenntnis verschaffen von den Gesetzen, die von Anbeginn sich in der Natur und den Menschen finden, werden auch unsere Handlungen moralisch. Diesen teleologischen Gesichtspunkt vom Bestehenden muß man im Auge behalten, wenn man die Grundgedanken in Quesnays

[79]) Oncken, a.a.O., S. 778.
[80]) Oncken, a.a.O., S. 796.

Lehren verstehen will. Der unbegrenzte Glaube an die Autonomie der Vernunft, der hier durchgehend sich dokumentiert, ist ein typischer Ausdruck für die Zeitanschauung, die der naturwissenschaftlichen Erkenntnis ein immer größeres Feld bereitete. Auch in seinen Arbeiten über das Gesellschaftsleben, z. B. in seinem „Le droit naturel", begegnen wir derselben Auffassung von der zusammenhängenden gesetzmäßig geregelten Verbundenheit und Zweckmäßigkeit. Quesnays Begriff vom „Gesetz" ist eine Verbindung von normativer Einstellung und wissenschaftlichen Vorstellungen. Für ihn ist der Mensch nicht ganz und gar ein selbst bestimmendes Wesen. Er ist ein Teil von einem Ganzen, gebunden durch ewige Ursachenzusammenhänge. Von Natur besitzt er gewisse gegebene Eigenschaften — seine Handlungen eine Funktion derselben — allein diese Eigenschaften sind nicht etwas Zufälliges. Sie sind dazu da, um einen Zweck zu erfüllen, nämlich den, den der Schöpfer der Natur bestimmt hat. Können wir die gesetzlich geregelte Ordnung im Dasein analysieren, vernunftmäßig das Verhältnis zwischen Mensch und Ding erfassen, so verstehen wir auch, was es mit den Gaben und Eigenschaften, die die Natur im Menschen niederlegte, auf sich hat. Diese müssen in ihrem Zusammenhang mit der ganzen gesetzmäßig geregelten Ordnung erfaßt werden. Diese Art der naturwissenschaftlichen Auffassung des Gesellschaftslebens erhält einen prägnanten Ausdruck in seiner Erklärung des natürlichen Rechtes.

§ 7. **Die Naturrechtslehre nach Quesnay.**

Nach üblicher naturrechtlicher Weise denkt Quesnay sich, daß hinter den positiven Gesetzen im Gesellschaftsleben sich solche natürlicher Art vorfinden, die den ersteren zu Grunde liegen. Die positiven Gesetze sind etwas Zufälliges. Sie gründen sich oft auf zufällige Machtausübung und sie verschwinden sehr oft, wenn die herrschenden Parteien ihre Macht mißbrauchen [81]).

[81]) Oncken, a.a.O., S. 366.

Die natürlichen Gesetze dagegen repräsentieren etwas Konstantes und Allgemeingültiges. Sie repräsentieren auch die höchste Form einer Rechtanweisung, weil sie sich auf eine für alle Zeiten gegebene Ordnung gründen, auf eine Ordnung, die von einer universellen Vernunft eingesetzt wurde[82]). Geht man nun mit Quesnay von derartigen Gesichtspunkten aus, so ergibt sich, daß es für den Menschen keinen anderen Ausweg gibt als die durch solche Gesetze geregelte Ordnung kennen zu lernen[83]). Aber wenn das vorausgesetzt wird, daß es für alle Zeiten gesetzmäßig geregelte Verhältnisse und gültige Naturgesetze gibt, und man in Parallelismus hierzu mit Quesnay[84]) annimmt, daß diese positiv gut und zweckmäßig sind, so liegt darin, daß das verpflichtende Moment im Gesetz fortfällt. Recht kann nie anders als in Normen einer menschlichen Rechtsordnung gefunden werden, die gewisse Forderungen an das Individuum stellt, die da sagt: Du sollst. Aber Recht ist bei Quesnay nur ein Ausdruck für ein notwendiges Verhältnis, eine metaphysische Notwendigkeit. Im Menschen sind gewisse Kräfte und Eigenschaften niedergelegt, und die ewige Wechselwirkung, die auf eine einheitliche und konstante Art stattfindet zwischen den sinnlichen Wesen, ist gerade der Ausdruck für „l'ordre naturel". In diesem sieht er auch den Ausdruck für einen universalen Willen. Das ist eine kausale Erklärung der Welt in anthropomorphen Formen.

Die überall sichtbare Zweckmäßigkeit der Welt ist nun zuvörderst darin gelegen, daß der „ordre naturel" den Individuen die Möglichkeit gibt, das Leben zu erhalten, und das erste Recht, das ein Mensch hat, ist das Recht „aux choses propres à sa jouissance"[85]). Das Recht somit auf selbstgeschaffenen Lebensunterhalt (Existenz). Die Men-

[82]) Oncken, a.a.O., S. 372.

[83]) Darum soll auch die Wirtschaftspolitik des Staates auf den Weg der natürlichen Wirtschaftsordnung hinlenken.

[84]) Oncken, a.a.O., S. 368.

[85]) Oncken, a.a.O., S. 359.

schen haben sogar ein „natürliches" Recht auf ein Optimum an Genuß, auf ein Maximum an Reichtum von materiellen Gütern, gleich Glück. (Die Wirtschaft wird aus ihrer untergeordneten Stellung heraus gehoben, eine völlige Wendung in der Bewertung des Materiellen! Im Altertum und Mittelalter war die Wirtschaft nur ein untergeordnetes Mittel.) — Da die Individuen in eine Gesellschaft eingeordnet sind, muß indes eine Abgrenzung des Rechts auf Subsistenzmittel stattfinden. Aber die Zweckmäßigkeit in der Gesellschaft, auch wenn dieselbe nicht durch positive Gesetze sanktioniert wird, liegt nun darin, daß diese Begrenzung der Individuen nur zum Vorteil aller ausschlägt. „Les uns et les autres y contribuent diversement, mais l'emploi des uns est à la décharge de l'emploi des autres; par cette distribution d'emploi, chacun peut remplir le sien plus complètement; et par ce supplément réciproque, chacun contribue à peu près également à l'avantage de la société[86])." In der Arbeitsteilung und den Austauschverhältnissen liegt also eine natürliche Ordnung, die zweckmäßig und gesetzlich geregelt ist. Die universelle Vernunft, die diese Ordnung geschaffen hat, hat auch den Menschen gewisse primitive Grundtriebe gegeben, die das Ganze zusammenhalten und den Menschen einen Wink geben, von den Intentionen des Weltenschöpfers — und es liegt im Sinne dieses Schöpfers, daß die Menschen die Interessenharmonie verstehen lernen, die in der natürlichen Ordnung waltet. Nur so können sie die bestmöglichen Lebensbedingungen erreichen. Dann wird das Maximum von Glück, gleich Reichtum, erreicht, wenn die von Gott gegebenen Gesetze befolgt werden, Gesetze, die für das Universum gegeben worden sind und die für die Natur und die menschliche Gesellschaft gelten.

In der Interessenharmonie dieser natürlichen Ordnung zwischen den Individuen liegt indes nicht, daß alle natürlichen Rechte genau gleich sind. Ver-

[86]) Oncken, a.a.O., S. 372.

schiedenheiten finden sich, aber sie beruhen auf physischen und intellektuellen Unterschieden und „elle (l'inégalité) resulte de la combinaison des lois de la nature, et les hommes ne pouvant pénétrer les dessins de l'Etre suprême dans la construction de l'univers, ne peuvent s'élever jusqu'à la destination des règles immuables qu'il a instituées pour la formation et la conservation de son ouvrage“ [87]).

Nun kann man — und das auch mit Recht — die Frage stellen: wie können die „natürlichen“ Gesetze übertreten werden, wenn sie ein notwendiges Verhältnis ausdrücken? Nach Quesnays Auffassung kann der Mensch gegen die „natürliche“ Ordnung handeln, ja, er tut es vielleicht öfter, als er in Uebereinstimmung mit ihr handelt, aber das Resultat bleibt dann auch nicht aus. In der allgemeinen Desorganisation und Not einer Gesellschaft, die sich nicht nach der Naturordnung eingerichtet hat, liegt ein indirekter Beweis für die Notwendigkeit dieser.

Es verhält sich in der Gesellschaft genau so, wie im physischen Dasein. Hier ist alles zweckmäßig, aber das Physisch-Schlechte hat seinen Grund in dem, daß es auf gleiche Weise die Ursache zu dem Physisch-Guten ist [88]). Der Regen, dem der Wanderer ausgesetzt ist, ist gleichzeitig ein Segen für die Saaten der Fluren. Oder ein anderes Beispiel: Wenn eine Regierung in einem Lande den Ackerbau vernachlässigt, so ist dies ein Mißgriff, der die Ursache zum Schlechten ist, allein nicht der Landbau an und für sich etwas Schlechtes. — Unsere Unkenntnis ist die einzige Ursache des Schlechten. In unserer Intelligenz haben wir das Instrument bekommen, wodurch wir in den Stand gesetzt werden, nach den „natürlichen“ Gesetzen zu leben. Die Vernunft ist das Auge der Seele. (Von der Vernunft als dem „Licht der Seele“ spricht schon Augustinus.)

Aber ebenso, wie wir keine Verwendung unserer Augen haben, wenn das Licht fehlt, so haben wir auch keine Verwen-

[87]) Oncken, a.a.O., S. 368.
[88]) Oncken, a.a.O., S. 368.

dung der Vernunft, wenn es nicht a priori eine gesetzmäßig geregelte Ordnung des Bestehenden gäbe. „La raison seule ne suffit donc pas à l'homme pour se conduire, il faut qu'il acquière par sa raison les connaissances qui lui sont nécessaires, et que par sa raison il se serve de ces connaissances pour se conduire dignement et pour se procurer les biens dont il a besoin“ [89]). Wie gesagt: Die Unkenntnis ist das größte aller Uebel: „car l'ignorance est la cause la plus générale des malheurs du genre humain et de son indignité envers l'Auteur de la nature, envers la lumière éternelle, la suprême raison et la cause première de tout bien“ [90]). Da es eine zweckmäßige und ein für alle mal festgelegte Gesetz- und Regelmäßigkeit in dem Verhältnis zwischen den Menschen gibt, so gibt es auch natürliche Rechte, die die einzigen sind, die das Dasein am zweckmäßigsten gestalten können. Der Wissensgrad, den wir von diesen Rechten besitzen, ist auch ausschlaggebend für das Moment, wie wir uns der größtmöglichen Wohlfahrt im Dasein nähern können.

Wir vermeinen Hegel zu hören. Was setzt Hegel an die Stelle der Vernunftkritik Kants? Die durchaus willkürliche Behauptung, daß die Vernunft so sehr ihr Sein im Menschen wie außerhalb des Menschen hat. Nach Hegel ist die Vernunft, die außerhalb des Menschen in den naturgegebenen Gebilden der Natur, Gesellschaft, des Staates usw. sich findet, eine höhere denn die armselige menschliche Vernunft. Diese „höhere Vernunft“ bezeichnet Hegel als den „objektiven Geist“.

Darum stünden alle diese naturgegebenen Gebilde höher als der einzelne, so lehrt Hegel im Anschluß an eine alte, höchst gefährliche Lehre des Aristoteles. Und darum fordere die „höhere Vernunft“ mit Recht das Leben und das Eigentum, kurz die Aufopferung des einzelnen.

Diese Grundfrage hat aber einen rein metaphysischen Charakter. Für uns ist Volk, Nation etc. etwas, was

[89]) Oncken, a.a.O., S. 376.
[90]) Oncken, a.a.O., S. 377.

man nicht beweisen, das man erleben muß, etwas, das seinen Sinn im Transzendenten findet. „Für Werte lebt man, für Werte stirbt man, läßt man sich ans Kreuz schlagen, wenn es notwendig ist, Werte aber beweist man nicht". ((Sombart, Die drei Nationalökonomien, 1930, S. 83.)

Was man darüber, rein empirisch gesehen, sagen kann, ist das: Alle naturgegebenen Gemeinschaften, Urgebundenheiten der Menschen, wie Familie, Nation, Staat, haben einen Vorzug vor der Persönlichkeit, sie sind Träger einer dauernden Existenz, die einzigen Gebilde, welche Generationen überdauern. Sie verkörpern sozusagen „des Daseins unendliche Kette", „hier triumphiert so recht das Leben über die Zeit" (Gottl). Der einzelne ohne solche naturgegebenen Gemeinschaften gar nichts, nur Glied einer solchen Gemeinschaft, ohne sie „ein verlassener Robinson" (Schopenhauer). Anderseits hat wieder diese Einzelpersönlichkeit den Vorrang, daß aus ihr, aus dem geheimnisvollen Quell der Persönlichkeit, alles geistige Gestalten ursprünglich schöpferisch hervorgeht — nach einem geheimnisvollen Mysterium, das wohl nie erkannt werden wird. Sie „das Fundament der gesamten Wirtschaftsführung" (Feder). Freilich hat „diese freie schöpferische Persönlichkeit kein Recht, nur an sich zu denken, wie das im Liberalismus Geltung hatte. Sie hat sich einzuordnen und einzugliedern in die höheren Staatsaufgaben auf dem Gebiete der Wirtschaft" (G. Feder). Wie die Lage heute es beweise; die moderne Wirtschaft braucht den „befreiten" Staat. Wie sollte sie ihr Vertrauen auf einen Sklaven stützen können?

Ein Blick auf die Geschichte zeigt, daß die Entwicklung unter gewissen geheiligten Zeitideen steht: Zeiten, wo Bewegungsfreiheit der Einzelpersönlichkeit zuerkannt wird, und Zeiten, wo das Gegenteil der Fall ist. Das geht über Jahrhunderte. Diese beiden Ansichten (manche wollen sie als Folgen der jeweiligen Wirtschaftsentfaltung begreifen) lösen sich ab, da jede von beiden sich abnutzt und Entartungserschei-

nungen in sich trägt, notwendigerweise die Ueberspitzung zur Reaktion führt. Und beide Ideen haben Wert, nur solange sie beherrscht werden vom Idealismus.

„Wer die Welt vernünftig ansieht", sagt Hegel, „den sieht sie auch vernünftig an". Denn alles Wirkliche ist vernünftig und alles Vernünftige ist wirklich. Daß trotzdem Widervernünftiges in der Welt ist — diesen Einwand kann Hegel nicht entkräften. Was Hegel in diesem Falle macht, ist nichts anderes, als daß er den Begriffen Wirklichkeit zuschreibt. (Dialektische Selbstbewegung der Begriffe".) Der Mensch muß eben die Dinge selber, so wie sie sind, als vernünftig ansehen.

Dasselbe tut ja Quesnay: „Nicht der ordre positif ist Gegenstand der Erkenntnis, sondern der „ordre naturel; d. h. aber: nicht gilt es zu erkennen die empirische Wirklichkeit des Wirtschaftslebens in ihrer Gesetzmäßigkeit", das ist erst sekundär, -- sondern den Naturzustand, das ist etwas nicht schlechthin Gegebenes, nicht Vorhandenes, sondern etwas Gedachtes, Angenommenes, etwas, das sein soll, nicht ist, und das deshalb sein soll, weil es den aufklärerischen Ideen Quesnays entspricht"[91]). Das heißt bei Hegel, der kritische Verstand soll betrachten, wie der Geist Gottes sich durch die verschiedenen Stufen seiner Entwicklung von dem niedrigen Verstandesdenken im Menschen bis zu seinen höchsten Stufen in Kunst, Religion und Philosophie, wo er als absoluter Geist wohnt, emporentwickelt, gemäß dem Schema, das ihm — ironischerweise — ein höchst subjektiver Kopf, nämlich der des Philosophen Hegel, vorgezeichnet hat. —

Wie rein, wie befreiend wirkt dagegen die Kant'sche Vernunftkritik![92]).

[91]) W. Schulz, Zur Entstehung und Entwicklung der wirtschaftswissenschaftlichen Methodik. Ein Beitrag zur Geistesgeschichte der Nationalökonomie, Berliner phil. Diss. 1927, S. 25.

[92]) Kant prüfte erst unser Erkenntnisvermögen, die Vernunft, ehe er willkürliche und dogmatische Behauptungen, metaphysische Urteile aufstellte. Ihm ging es in erster Linie darum, die Tragweite des mensch-

Auch Quesnay „analysiert nicht Wirkliches, sondern konstruiert Gedachtes. Es werden Ideen postuliert als Prämissen für das Funktionieren eines wirtschaftlichen Kreislaufes. Sollbegriffe sind die Grundlage wissenschaftlicher Arbeit. Es gilt die Gesetze des „ordre naturel" zu erkennen, der für die Menschen der vorteilhafteste Zustand sein wird, der bestimmt ist, um die Erhaltung, Vermehrung, das Glück und die Vollkommenheit unserer Gattung zu sichern, sagt Quesnay, der geschaffen werden muß, weil die Vernunft es befiehlt und an dessen Kommen Quesnay glaubt.

Diese Gesetze könnten aus dem Naturplane mittels der Vernunft abgeleitet werden"[93]); nicht sind es Gesetze, die aus der empirischen Wirklichkeit abgeleitet werden und aus der Wirklichlichkeit abgeleitete Begriffe wie bei Ricardo, sondern Ideen, Sollbegriffe. Nicht wird mit der Bezeichnung „Gesetzmäßigkeit" eine bloße Regelmäßigkeit eines Ablaufes von Erscheinungen zum Ausdruck gebracht, als gedankliche Nachbildung gegebener Vorgänge, sondern damit ein Idealbild der Wirtschaft in Beziehung gebracht. „Gesetzmäßigkeit und zu erstrebender Zustand erscheinen verbunden miteinander." (Vgl. Maximes générales du gouvernement économique d'un Royaume agricole, Oeuvres de Quesnay, herausgeg. v. Oncken, Paris 1888, S. 330.) „Der Begriff ist das Beherrschende, dem die Wirklichkeit untergeordnet werden soll, mit dem er mißt und vergleicht; bei Ricardo Mittel der Erkenntnis, der Erfahrung"[94]). Nicht gilt es, die zufällige Wirklichkeit in ihrer Gestaltung zu erforschen, son-

lichen Erkenntnisvermögens festzustellen, das Erkennen des Erkenntnisvermögens stellte er zuerst in den Vordergrund. Diesen Kantischen Gedanken verwirft Hegel völlig, denn „Erkennen wollen, ehe man erkenne, ist ebenso ungereimt, als der weise Vorsatz jenes Scholastikus, schwimmen zu lernen, ehe er sich ins Wasser wage". (Hegel, Enzyklopädie, § 10.) Religiöse und metaphysische Bedürfnisse zu befriedigen, ist aber nicht die Aufgabe der Wissenschaft, die Erfahrungswissenschaft sein will.

[93]) W. Schulz, a.a.O., S. 26.

[94]) Vgl. W. Schulz, a. a. O. S. 39.

dern die wirkliche, d. h. wahre, richtige Gestaltung zu suchen, welche in der göttlichen Ordnung festgelegt ist (Sombart).

§ 8. Moral und Freiheit in Quesnays naturrechtlichen System.

Oncken hat auf die Gleichstellung von „Wissenschaft" und „Moral" bei Quesnay hingewiesen. Den sokratischen Satz, daß ich das Rechte tue, sofern ich ein Wissen um das Rechte habe, acceptiert Quesnay [95]).

Quesnays teleologische Auffassung vom Bestehenden zwingt ihn, davon auszugehen, daß die gesetzmäßig festgelegte Ordnung zweckmäßig sei. In dem Fall fallen Wissenschaft und Moral zusammen, bleiben eins. In einer objektiven, wissenschaftlichen Betrachtung finden sich nicht „Gut" oder „Böse", — und darum ist es nur möglich, etwas positiv Gutes in das Gesetz hineinzulegen, sofern man a priori annimmt, die Welt sei zweckmäßig gestaltet.

Besonders bezeichnend für Quesnays Auffassung vom Verhältnis zwischen Moral und Wissenschaft sind seine oft wiederkehrenden Erörterungen über die Freiheit. In einer Note zum „droit naturel" findet sich eine Analyse der Freiheit wieder, die im Prinzip auf dem 9 Jahre früher erschienenen oben benannten Aufsatz „Evidence" und der 17 Jahre vorher publizierten Abhandlung über „la Liberté" basiert. (s. o)

Da die Menschen wie die Dinge gewisse konstante Eigenschaften haben, die unzertrennlich von ihrem Wesen sind (Oncken, oeuvres etc. S. 370), so sind ihre Handlungen nur ein Ausdruck dafür, wie diese Eigenschaften wirken. Die natürliche Ordnung ist ihrerseits nicht anderes als ein Ausdruck für eine konstante Wechselwirkung zwischen den menschlichen Eigenschaften. Worin besteht da die Handlungsfreiheit des Individuums? Man kann sagen: Die Freiheit wird von zwei Extremen begrenzt. In dem einen Fall ist

[95]) A. Oncken, Geschichte der Nationalökonomie, Leipzig 1902, S. 348.

der Mensch gänzlich indifferent gegenüber den Motiven zum Handeln und seine Freiheit ist da gleich Null. Im andern Falle ist der menschliche Wille ganz und gar gebunden durch die Affekte[96]) und der Mensch ist da auch nicht frei. Aber eins hat er: von Natur ist er ausgerüstet mit geistigen Kräften und Fähigkeiten, durch die er sich in seinem Handeln frei macht. Er hat Willen, Beobachtungsvermögen, Denkkraft[97]). Wir kennen leider nicht alle heimlichen Prozesse im menschlichen Seelenleben, um sein Handeln ganz genau bestimmen zu können. Er wird allzuoft von Instinkten geleitet, die wir nicht kennen und äußere Widerstände begrenzen seine Wahl.

Die Freiheit besteht nun darin, daß der Mensch, dank seinen Geisteskräften, hauptsächlich infolge der Vernunft, in gewissem Sinne eine Wahl vornehmen kann. Quesnay beleuchtet diese Frage näher: „La Liberté est une faculté relative à des motifs excitants et surmontables, qui se contrebalancent et s'entr'afaiblissent les uns les autres, et qui présentent des intérêts et des attraits opposés, que la raison plus ou moins éclairée et plus ou moins préoccupée examine et apprécie“[98]). Da ersteht der größte Vorteil für den Menschen. Er erhält ein seelisches Gleichgewicht, und er entwickelt da auch die Eigenart, die unzertrennlich von seinem Wesen ist. Hierdurch vereinigt er sich auch mit der natürlichen Ordnung und geht in ihr auf, dieser Ordnung, die Willen und Plan des Schöpfers verwirklicht. Da wird er auch frei, denn die Freiheit liegt gerade im Aufgehen im Ganzen und in der Verwirklichung der ewigen und zweckmäßigen Gesetzmäßigkeit, die das Wesen der universellen Vernunft ausmacht. Die kleinen menschlichen Gesichtspunkte legen oft in das, was in Uebereinstimmung mit der natürlichen Ordnung geschieht, Vorstellungen von Gut und Böse hinein. Das beruht aber auf dem menschlichen Unver-

---

[96]) Oncken, Oeuvres etc. S. 369, Note.
[97]) Oncken, Oeuvres etc. S. 749.
[98]) a.a.O., S. 369, Note.

mögen, das Dasein in seiner Gesamtheit zu erfassen, in seiner universellen Gesetzmäßigkeit. Man kann sich nicht vorstellen, daß die natürliche Ordnung nicht zwingend zweckmäßig gestaltet sein sollte, geschaffen zur Förderung des Guten. Dafür bürge ja die Güte und Gnade Gottes. Optimistische Metaphysik! Für den Menschen gibt es keine andere Aufgabe als durch wissenschaftliches Forschen [99]) des „ordre naturel" teilhaftig zu werden. Die wahre Freiheit und die wahre Moral liegen in dem Streben der Vernunft nach Wahrheit, wirklicher Erkenntnis.

> „C'est aux hommes à se régler sur cet ordre même et non à le méconnaitre ou à chercher inutilement ou injustement à s'en affranchir" [100]).

Wirkliche Erkenntnis ist aber die Erkenntnis der „natürlichen Ordnung". Hier unterscheidet sich Quesnay von den englischen Sensualisten (von A. Smith z. B.); nach der englischen Auffassung muß diese „natürliche Ordnung" nicht erkannt, sondern erfühlt werden.

§ 9. Quesnays Auffassung von der Methode.

Quesnay stellt in „Le droit naturel" dar, daß man eine Kenntnis von den „natürlichen" Gesetzen nicht gewinnt, wenn man die „positiven" Gesetze studiert. Diese sind stets zufällig und lehren uns nur, daß man sie unter verschiedenen Zeit- und Raumumständen aufstellte, oder geben Regeln ab für das praktische Handeln. Die verschiedenen Gesellschaftssysteme, die herrschend waren, die aufkamen und wieder verschwanden, sind nur rein äußerliche Formveränderungen, verschiedene Modi für etwas Unveränderliches, das dahinter

[99]) Hier wird also behauptet: Die natürliche Ordnung emaniert aus einer universellen Vernunft. Die menschliche Vernunft kann durch wissenschaftliches Streben hinter die höchsten Normen unseres Handelns kommen. Aber, bleibt die Frage wieder nur: woher wissen wir, was die göttliche Vernunft ist, was sie will, was sie den Menschen auferlegt.

[100]) a.a.O., S. 757.

liegt. Die Geschichte kann uns deswegen nicht direkt etwas aussagen über die Gesetzmäßigkeit des Gesellschaftslebens. Kein Wunder: er verwirft deswegen jede historische Methode auf dem Gebiet der Gesellschaftsforschung. „Die Geschichte", sagt er einmal, „befriedigt eher die Neugier, denn die Wißbegier"[101]). Eine Aeußerung wie diese zeigt besser als etwas anderes, wie tief die naturwissenschaftliche Denkweise sich in Quesnays Denkweise geltend macht. Seine Methode ist abstrakt-generalisierend. Um die Richtigkeit der physiokratischen Lehrsätze zu beweisen, daß nur der Ackerbau produktiv ist, stellt er ein „tableau" auf, das eine allgemeingültige Erklärung geben will für die Produktion und die Verteilung auf die verschiedenen Klassen.

Nach Quesnays Lehre besteht die ökonomische Gesellschaft aus drei Klassen. Diese Soziologie[102]) ist sehr einfach. Die Gesellschaft ist für Quesnay (wie für die Physiokraten überhaupt) eine Wirtschaftsorganisation. Die soziale Organisation und ihre Bedeutung leitet sich her aus einem Grundprinzip, als letzter Verfahrenseinheit, dem „produit net", einer Leistung der natürlichen Fruchtbarkeit, als einem Geschenk

---

[101]) Oncken, Geschichte etc. S. 343. Die Pietät vor der Geschichte fehlt. An abstrakten Vernunftidealen mißt man die Geschichte. Geschichtlichgewordenes soll nur den Vernunftmaßstäben entsprechen. Ähnlich vernichtend ist z. B. merkwürdigerweise das Urteil Goethes über die Geschichte, ihren Bildungswert: Die Weltgeschichte ist das Absurdeste, was es gibt, sagt er einmal zu dem Kanzler von Müller.

[102]) „Diese Gesellschaftslehre ist daneben auch auf der Suche nach einem Idealtypus, nach einem Idealstaat, einer idealen Ordnung, einem sozial Seinsollenden, das in concreto den Staaten und Rechtsordnungen praktisch als Norm, theoretisch als Beurteilungsmaßstab dienen kann und soll." Vgl. L. Sommer, Zur Methode der exakten und historischen Nationalökonomie. Schmollers Jahrb. 52. J. 1928. 4. H. S. 38.

Man mache den unmöglichen Versuch, eine kausale mit einer teleologischen Erklärung der Gesellschaft zu vereinen. Man konstruiert die Wirklichkeit in Übereinstimmung mit den aktuellen Bedürfnissen und Wünschen.

der Natur, einem Geschenk Gottes (par un effet de la bienfaisance divine). Es gibt einen natürlichen Mehrwert, es gibt so etwas wie das Urkapital. (Vgl. dazu später die theoretische Wendung bei Ricardo. Wirtschaft ein Einschränkungsphänomen!) „Die souveränen Gesetze der Natur schließen die wesentlichen Grundsätze der ökonomischen Ordnung (auch der gesellschaftlichen) in sich"[103]). Die Gesellschaft baut sich letztlich auf physischen Tatsachen der Natur auf, infolge physisch bedingter Differenzierung aus Einrichtungen der äußeren Natur. Daraus resultiert wieder die physiokratische Produktionstheorie. Beschränkung des Begriffs Produktion auf die Urproduktion. Daraus wieder methodisches Entstehen des Wertbegriffes aus eben diesen naturalistischen Grundansichten.

Wert — eine Gabe der Natur —, aller Wert geht zurück auf die Bodenleistung, „auf den Wert der in das Produkt unmittelbar im technischen Sinne eingegangenen Bodenerzeugnisse (Rohstoffe) und auf den Wert der anläßlich der Verarbeitung dieser Rohstoffe vom Verarbeitenden zum Zwecke seines Lebensunterhalts beanspruchten und verzehrten, also mittelbar verbrauchten Bodenerzeugnisse". (E. Lukas, die physiokratische Wirtschaftstheorie und die Marxsche Wertlehre, Jahrb. f. Nö. u. St., 1. H., Juli 1930, S. 3.)[104]).

„Die ganze Zirkulationssphäre nur ein Annex der Produktion. Weiter geht aus dieser naturalistischen Wertauffassung hervor, daß diese Bewegung der Naturprodukte als

---

[103]) So Dupont im Vorwort zur Schrift von Quesnay „le droit naturel".

[104]) Marx wieder verkennt „die eigenartige und zentrale Stellung, die die landwirtschaftliche Urproduktion in der Güterversorgung der Wirtschaftgesellschaft einnimmt." (S. Budge, Geschichte der volkswirtschaftlichen Ideen und Theorien, 1928, S. 501.) Marx zeigt niemals auch nur das geringste Verständnis für die Landwirtschaft. Er spricht sogar von dem Idiotismus des Landlebens. (Vgl. Das Kommunistische Manifest, Berlin 1931, S. 30.) Lenin zeigt darin viel mehr Wirklichkeitssinn.

eine wertmäßige „Bewegung der Kaufkraft" (Schumpeter) aufgefaßt wurde. Es liegt hier ein nicht weiter aufklärbarer „Sprung vom Rohprodukt auf den Wert" vor. (Schumpeter) [105]). In der Darstellung des wirtschaftlichen Kreislaufes findet dieser Naturalismus vollendeten Ausdruck: Hier besteht kein innerer Zusammenhang zwischen Produkt und Geldwert; dem naturalen Warenwert läuft der (ökonomische) Geldwert einfach parallel. Durch eine solche Verquickung von physischer Produktivität und der Wertauffassung werden für das inhaltliche Verfahren bei der Untersuchung der Wertwanderung in der Gesellschaft die stofflichen Eigenschaften bestimmend. Sie geben den Ausschlag mit der Wirkung, daß die Physiokraten in generalisierender Art die natürlichen Grundlagen der Produktivität verabsolutierten, daß sie eine Konstanz der wertschaffenden Kraft annahmen. Der Wert bleibt wie das physische Produkt immer derselbe und wird bei den Tauschakten in gleichbleibender Aequivalenz übertragen" [105]). (Uebrigens wird der Tauschverkehr in seinen Hauptzügen gut dargestellt.) Daneben auch Ausschaltung des subjektiv-individualistischen Wirkungsmomentes in den Interessenantrieben oder den Bedürfnisschätzungen des Einzelindividuums (Grenznutzenschule). „Methodische Bedeutung für diese Werttheorie behält nur jene überindividuelle objektive naturale Kraft der physischen Erde! Jede andere ökonomische Form des Wertes geht in ihrer Entstehung auf die eine natürliche Wertursache zurück" [107]). Die Ungeheuerlichkeit dieser Vorstellung, damals wohl verzeihlich, springt in die Augen. — Natürlich birgt die Erde ungeheure Werte aller Art, wie solche z. B. Rußland besitzt in Europa und Asien, und dennoch muß bekanntlich seine Bevölkerung den größten Mangel leiden. Es kommt eben auch darauf an, ob das Volk

---

[105]) Schumpeter, Epochen etc. S. 47. Vgl. dazu W. Lenhard, Zur Methode der Physiokraten . . ., Heidelberg 1931, S. 83.

[106/107]) Vgl. W. Lenhard, a.a.O., S. 83/84 Lenhard gibt in seiner Schrift eine glänzende Analyse des Systemcharakters und der Methode des Physiokratismus.

des Landes arbeitsam ist, die „ewigen und unzerstörbaren" Kräfte der Erde benutzt, ihre Schätze hebt und sie durch einen Hochstand der Technik und Verkehrsmittel entsprechend auszunutzen versteht.

Der „Wert schlechthin" gleich „wirtschaftlicher Wert", eine qualité réelle, fern jeder persönlichen Schätzung. Hier das kühne Streben nach einem einheitlichen Wertmesser, nach einem Grundprinzip, wie in der Arbeitswerttheorie Ricardos. Hier gilt, was E. Lukas über das System als das letzte Ziel jeglichen wissenschaftlichen Denkens sagt: „Ein von vornherein angestrebtes bestimmtes System verlockt leider allzuleicht dazu, die Dinge nicht so zu sehen, wie sie sind, sondern so, wie sie sich in das gesamte System am leichtesten einordnen lassen[108]). Dieser Einfluß des Naturalismus bestimmt schließlich die Gesamttheorie, resultierend aus den agrarpolitischen Verhältnissen der damaligen Zeit, wozu Frankreich, das bis in die neueste Zeit „agrarisch" eingestellt war, einen fruchtbaren Boden abgab, womit auch dort die Frage des Bevölkerungswesens und die soziale Frage eine Erklärung findet[109]). Der Fehler im Ansatz liegt im „produit net" als methodischem Ausgangspunkt aller ökonomischen Bedingtheiten, Wirkungen und Gegenwirkungen; von dort her die Entwicklung aller „Interdependenz". Jede ökonomische Erscheinung erklärt sich aus der Stellungnahme zu diesem Grundprinzip, das die Wirtschaft konstituieren soll.

Diese Kreislaufschilderung bedeutet aber ipso facto Beschrei-

---

[108]) E. Lukas, Die physiokratische Wirtschaftstheorie und die Marxsche Wertlehre, Jb. f. Nö. und Stat. 1930, 1. H. S. 8.

[109]) Noch heute ist fast die Hälfte der Bevölkerung in Frankreich Agrarbevölkerung, während England seit 1840 seine Landwirtschaft zugunsten der Industrie völlig preisgab. Man vergleiche dazu die Entwicklung in unserem Vaterlande: 1850 waren noch 65% (⅔) der Bevölkerung in der Landwirtschaft tätig, 1925 waren es nur noch 24% (¼). Ein revolutionärer Vorgang! Daß der landwirtschaftliche Sektor in Deutschland wieder wachsen muß, ergibt sich hieraus ganz von selbst. Gerade die Bauernschaft ist, vielleicht in letzter Stunde, berufen, unsere Lebenskraft zu erhalten und zu erneuern.

bung einer Statik, heißt, wie „irgendwelche aber stets gegebene Produktionskräfte ihren gewohnten Weg nach ihrer Bestimmung zurücklegen, und welche Phänomene es dabei zu beobachten gibt", um so „den regelmäßigen Ablauf des Wirtschaftslebens auf Grund gegebener Verhältnisse zu erklären" [110]). So hat auch für Quesnay das Problem des internationalen Güteraustausches kein Interesse. Die merkantilistische Lehre, die einen Ausfuhrüberschuß als günstige Handelsbilanz hinstellt, bezeichnet er als „chimère des spéculateurs politiques". Außenhandel ein notwendiges Uebel! Das Ziel: eine absolut geschlossene Volkswirtschaft der lebenswichtigen Stoffe, wie bei Fichte (geschlossener Handelsstaat) und Ausbau der Landwirtschaft, eine von den Nachbarnationen unabhängige nation agricole. Aber bei Turgot heißt es: dem nationalwirtschaftlichen Ideal in Bezug auf die allernotwendigsten Bodenprodukte so unabhängig wie möglich zu sein von anderen Nationen, stehe das viel bessere gegenüber, wodurch auch ein Staat in die Lage versetzt werde, seine Unabhängigkeit in einer viel dauerhafteren Weise zu sichern, nämlich das Ideal, daß der größte Reichtum und die zahlreichste Bevölkerung dem in Frage stehenden Staate das Mittel liefern würde, seine Unabhängigkeit in einer viel dauerhafteren Weise zu sichern [111]).

Wir sprachen oben vom Fehlen des Gedankens der wirtschaftlichen Entwicklung, des Fortschrittgedankens. Der Fehler liegt in ihrer Grundrententheorie. Die wichtigste Wertquelle, die Quasirente [112]), wurde nicht empfunden. Damit blieb das Fortschrittsproblem unerklärt! Die Einführung

---

[110]) Vgl. Schumpeter, Theorie der wirtsch. Entwicklung. 1926. S. 79/80.

[111]) Vgl. Turgot: „Lobrede auf Gournay." Zitiert bei A. Weber, Handels- und Verkehrspolitik, Wirtsch.-Politik II, München und Leipzig 1933.

[112]) Vgl. dazu: Wilh. Eberhard, Die Quasi-Rente, eine Verallgemeinerung der Grundrententheorie Ricardos. Gießener, phil. Diss. 1931.

der Analyse mit Hilfe eines Grenzbegriffs (Ausdruck Schumpeters) und damit einer der größten Schritte auf dem Wege der Nationalökonomie ist erst auf das Konto Ricardos zu setzen, wiewohl sie in Ricardos Grundrententheorie[113]) nur im Ansatz vorhanden ist. Hier wird der Fortschritt aus wirtschaftlichen Vorgängen selbst heraus erklärt, nicht mit Hilfe bestimmter regelmäßig zu erwartender Veränderungen außer-ökonomischer Daten. — Schumpeter machte zum ersten Mal auf die Bedeutung Marx' für das Problem der ökonomischen Entwicklung aufmerksam. Seine (Schumpeters) Fragestellung will ja der Marxens sogar parallel sein[114]), bloß decke sein Bau nur einen kleinen Teil der Fläche des Marxschen. Freilich kommt die ganze Interpretation Schumpeters Ricardos und Marxens Vorstellungswelt einer wirtschaftlichen Entwicklung nicht nahe. Dagegen: Ricardos wie Marxens Werk ist durchzogen vom Gedanken der wirtschaftlichen Entwicklung. (Bei Ricardo ist es eine Verallgemeinerung seiner Grundrententheorie, bei Marx die Theorie des „relativen Mehrwerts"[115]) die Fortschrittstheorie.) Die gesamte Schumpetersche Theorie einer wirtschaftlichen Entwicklung aber ist eine soziolo-

[113]) „Ihr Grundgedanke ist richtig. Kleinere Ungenauigkeiten in der Formulierung und einige durch spätere Tatsachen widerlegte Hypothesen, die aber die Gültigkeit der Theorie nicht weiter beeinträchtigen, haben an ihrem soliden Grundgedanken nichts zu ändern vermocht. Selbstredend gilt Ricardos Theorem nur für einen geschlossenen Markt, sonst setzt ein niedriger Preis für Transporte ausländische Bodenprodukte mit inländischen in Konkurrenz. Auch diesen sozusagen dynamischen Aspekt hat Ricardo deutlicher erkannt, als er es selbst ausspricht. Seine Theorie kann wohl mit größerer Genauigkeit entwickelt, nie aber entwertet werden," sagt sehr richtig E. Barone in „Grundzüge der theoret. Nationalökonomie, Bonn 1927.

[114]) Vgl. J. Schumpeter, Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung, München und Leipzig 1926, S. 92.

[115]) Marx behandelt sehr ausführlich dieses Problem im 4. Abschnitt des Kapitals, I. Bd. Genau dasselbe Problem behandelt die Quasirente: die Ursache dieser Quasirente ist die Ursache des relativen Mehrwertes. Näheres darüber weiter unten.

gische, keine rein ökonomische! (Ebenso handelt es sich bei F. Oppenheimer um eine historisch-rechtliche, polemische Theorie. Vgl. hierzu die vorzüglichen Schriften von L. Gumplowicz.)

§ 10. **Kritik von Quesnays Lehre.**

Die vorhergehende Untersuchung dürfte gezeigt haben, in wie hohem Grade Quesnay in den allgemeinen naturwissenschaftlichen Anschauungen seiner Zeit befangen war. Es dürfte nicht zuviel gesagt sein, daß gerade das Frankreich des 17. Jahrhunderts einen fruchtbaren Boden für das Aufkommen einer nationalökonomischen Wissenschaft abgab. Das Streben nach Allgemeingültigkeit in unserem Wissen, das trotz aller Mißgriffe sonst das sogenannte „natürliche" System auszeichnet, gab auch die richtige Einsicht und Einstellung zu der theoretischen Denkweise in den grundlegenden ökonomischen Fragen.

Allerdings erhielt die Nationalökonomie bei Quesnay keine so spezielle Ausbildung, daß sie sich klar von anderen Gesellschaftswissenschaften schied [116]). Alle theoretischen, begrifflichen Untersuchungen haben eine Zentralsonne: die im Inneren stehende Metaphysik. Von dorther erhält auch die theoretische Oekonomie ihren Sinn und ihre Bedeutung.

Die ökonomische Theorie steht im Zusammenhang mit der gesamten Lebenstotalität (Transzendenz). Sie wird methodisch nicht eliminiert, nicht isoliert. Kein absoluter Querschnitt, sondern Ganzheitsschau. Die Lehrsätze kommen eben nicht absolut aus dem neutralen Gebiet der ökonomischen Analyse, vielmehr haben „die einzelnen ökonomischen, gesellschaftlichen, staatlichen oder sonstigen Ge-

[116]) Allein trotz all den fremden Elementen, die in Quesnays Theorien vermischt sind, kann man in ihnen die ersten Konturen zu dem theoretischen Gebäude wahrnehmen, das später die klassische Nationalökonomie errichtete. Die Argumente z. B. der Freihandelstheorie stammen aus den Gedanken der Physiokraten, es waren prophetische Worte über den Getreidehandel.

biete einen „naturrechtlichen Obersatz“ (Ausdruck Schumpeters), der die metaphysische Sollgeltung für diesen Bereich ausspricht. „C'est dans ces vues que la religion et la politique se sont réunies à l'ordre naturel pour contenir plus sûrement les hommes dans la voie qu'ils doivent suivre“ [117]).

Schumpeter sagt z. B. ganz richtig hierzu, daß die Physiokraten „ausgehend vom Glauben, daß sich dem forschenden Geiste in der Tatsachenanalyse der Wille der Vorsehung offenbaren müsse, im Gesetze, nicht bloß die Regel der Dinge, sondern auch etwas außerhalb der Dinge Stehendes, dem sich der Mensch unterordnen müsse, aus dem ein Gebot des Handelns und ein System von Pflichten fließe, erblickten“[118]). Freilich fügt er auch hinzu, Quesnays Gesetze fast frei von einer „finalistischen Fassung“ und „lediglich Resultate der ökonomischen Analyse, rein ökonomischer Deutung seien[119]) als Ausfluß rein absoluter Tatsachenanalyse, daß die Methode der Physiokraten intern „völlig unabhängig sei von metaphysischen Elementen, daß das Systemgebilde ohne Metaphysik zu verstehen sei, dann übersieht er eben den normativen Sinn jeder theoretischen Feststellung, wie auch die — nur durch die Metaphysik mögliche — Zusammenfügung in ein System. Wenn sich die Physiokraten in jeder Zeile darauf berufen, sind sie wohl auch so vorgegangen. Die bewußte Absicht der Physiokraten „Oekonomie“ und „Metaphysik“ in einem System zu vereinigen, die Wirtschaftstheorie methodisch aus der Metaphysik abzuleiten, ist einfach eine Tatsache“ [120]).

---

[117]) W. Lenhard, a.a.O., S. 65. Vgl. Quesnay, Economie animale. S. 758 (Oncken). Zitiert bei Lenhard.

[118]) Epochen der Dogmen und Methodengeschichte, Grundriß der Sozialökonomik I. 1. Tübingen 1914. S. 43.

[119]) J. Schumpeter, Epochen ... S. 42 ff.

[120]) bemerkt sehr richtig W. Lenhard, a.a.O., S. 66. Hasbach, Gide, Denis behalten gegenüber Schumpeters „rein ökonomischer Deutung des physiokratischen Systems“ recht. Jedenfalls ist ihr System, wiewohl spekulativ auch „theoretisch“ wie jedes andere. Denn alle Theorie ist nur Vermutung, Vermutung über den Zusammenhang ökonomischer Erscheinungen. (Hasbach die

Nichtdestoweniger bleibt es das Verdienst Quesnays, als erster den analytischen kausalen „Gesetzes"begriff in die Volkswirtschaftslehre eingeführt zu haben, wenn es ihm auch nicht gelang, diesen Begriff von metaphysischen und normativen Elementen völlig frei zu halten.

Es muß nochmals in diesem Zusammenhang hervorgehoben werden, daß die Physiokraten sich wirklich darin versuchten, Begriffe mit einem speziell ökonomischen Inhalt zu schaffen. Dabei muß man beachten, wie oben hervorgehoben, daß diese im Zusammenhang mit Quesnays gesellschaftstheoretischen System in seiner Ganzheit gesehen werden müssen. Er nahm an, daß die Welt a priori zweckmäßig gestaltet war. Sie mußte es also auch in ökonomischer Hinsicht sein. Das wichtigste natürliche Recht war das Recht des Individuums „aux choses propres à sa jouissance." Nun waren aber alle Seiten des Gesellschaftslebens, soweit es sich auf der natürlichen Ordnung aufbaute, gegenseitig so harmonisch vereinigt, daß den Menschen das größtmöglichste Glück bereitet wurde. Nach dieser Auffassung war es auch der Zweck der ökonomischen Produktion, die menschlichen Bedürfnisse zu befriedigen. Wenn es für Quesnay galt, die Art der Produktion zu bestimmen, ging er folglich nicht vom Bedarf aus. Er hielt es für selbstverständlich, daß die Zweckmäßigkeit, die nach der natürlichen Ordnung im Bestehenden herrschte, auch für den Zweig der menschlichen Wirksamkeit galt, den man den ökonomischen nennt. Des-

---

philosophischen Grundlagen usw. Schmollers Forschungen X/2.) Es „bleibt ihre Ökonomik in ihrer naturrechtlichen Basis und Begründung weitgehend Metaphysik, nur in der Analyse der Wirtschaft ist sie im Sinne des 19. Jahrhunderts „Wissenschaft"." (So: E. Salin, „Geschichte d. V.w.lehre", Artikel Quesnay, J. Springer, Berlin 1923.) Sie, die Physiokraten, zeigten zum ersten Mal einen natürlichen Prozeß der Wirtschaft, der sich zwangsläufig ergibt aus dem freien Walten der Interessen. Die Menschen handeln nicht, wie sie wollen, sondern werden gewissermaßen „gehandelt". Quesnay ist der erste Nationalökonom, der die Vorstellung von einem wirtschaftlichen Mechanismus hat, damit der erste Wirtschaftswissenschaftler überhaupt.

halb ging er zu Verhältnissen über, die außer dem Menschen lagen, zur Natur, um bei ihr eine Lösung des Problems zu finden, wie die Produktion nach der natürlichen Ordnung beschaffen sein würde. Für ihn war es die wichtigste Frage zu ermitteln, wie die Warensubstanz sich erneuert, und er kam bekanntlich zu dem Resultat, daß es nur die Natur sei, die wiedergebärt, allein der Boden wirkliches Einkommen liefere.

Die Menschen brauchen sich keine Ziele zu setzen und auch nicht danach zu streben, diese zu erreichen. Die Ziele sind schon in der natürlichen Ordnung ein für allemal vorhanden. Die Aufgabe der Menschen ist nur, diese Ordnung kennen zu lernen.

Um noch einmal zusammenzufassen: Im „Tableau" entstand zum ersten Male ein volkswirtschaftliches System. Das „Tableau" ist ein Symbol für den wirklichen Gesetzeszusammenhang der Wirtschaft, alle Wirkungsbedingungen und Bedingtheiten, alle inneren gegenseitigen Abhängigkeiten und Einflüsse werden im Rahmen einer einheitlichen Theorie gesehen und gedeutet. Das oben erwähnte Egoisumprinzip [121])

---

[121]) Diese psychologische Prämisse ist die treibende Kraft im Preisbildungsmechanismus. Interessant ist, daß man später in der Klassik diesem Prinzip nicht ausschließlich einen subjektiven und formellen Inhalt gab, sondern man suchte ihr einen reellen und objektiven Inhalt zu geben. Man faßte das Selbstinteresse rein „intellektualistisch" auf. Das Handeln, das man berücksichtigte, war bewußt und rationell, und die Personifikation hiervon war der ideale Kaufmann, the economic man. Das Leitmotiv, in dessen Tun und Lassen war, sich den größten Geldverdienst zu verschaffen; besonders in diesem letzteren Moment hat man augenscheinlich ein objektives Maß für die Art des Handelns, um das es sich hier drehte und die Form des Handelns, die die psychologische Prämisse involvierte, betrachtete man als eine spezifisch-ökonomische Handlung. Alles andere fällt aus dem Rahmen der Nationalökonomie und wird entweder als unökonomisches oder außerökonomisches Handeln bezeichnet. Es war gefährlich, diesem Begriff „ökonomisch" einen solchen materiellen Inhalt zu geben. Dem ist auch entgegengehalten worden, daß es sich hierbei nicht um eine Frage über logisch-notwendige Voraussetzungen

gibt Anstoß und Grund für einen Zusammenhang, für ein ökonomisches „Relationsgefüge", und führt zur Vorstellung eines ausbalancierten Gleichgewichtes, und dieses wieder bestimmt sich durch die Grundgedanken des „produit net", d. h. der fortdauernden Ermöglichung der Reproduktion. Als Zwischenglied tritt noch hinzu das Walten der freien Konkurrenz — die aber als politisches Ziel gefordert wird, eine petitio principii —, die dahin tendiert, alle Preise auf den Kostensatz herabzudrücken. Hierin liegt auch des Verdienst der Physiokraten zum ersten Mal jenen Fragenkomplex der Einkommensverteilung aufgedeckt zu haben als Ergebnis einer Produktion der Volkswirtschaft im Wege der „Austauschverhältnisse", die die Verbindung zwischen den verschiedenen Klassen herstellen, und aus dem Grundgedanken des „produit net" fließt auch jenes Grundprinzip, das die Aufteilung beherrscht kraft der „Austauschverhältnisse": das spätere klassische Kostenprinzip.

§ 11. Werttheorie und Eigentumsrechttheorie.

Ein interessanter Punkt in der Naturrechtslehre, der im vorhergehenden nicht zur Behandlung kam, ist die Theorie vom Aufkommen des Eigentumsrechts. Hier soll diese Frage etwas näher geprüft werden, insofern sie auf eine charakteristische Art mit der grundlegenden nationalökonomischen Theorie, der Werttheorie, zusammenhängt. Den vorzugsweisen Anteil an dem Problem haben hier nicht so sehr die Physiokraten als vielmehr die früheren englischen Naturrechtsphilosophen und Nationalökonomen. Nach Auffassung der

für die Theorie handelt, auf deren Gültigkeit die ganze Preiserklärung ruht: die Preistheorie stehe logisch ganz unberührt da von wechselnden Auffassungen der psychologischen Faktoren. Daß Preise und Kosten dahin tendieren, zusammenzufallen, liege schon eingeschlossen in der Annahme einer freien Konkurrenz und statischer Preisbildungsverhältnisse, und der Satz brauche nicht erst gestützt zu werden von mehr oder weniger unbeständigen Urteilen über die menschliche Psyche. Das hier näher auszuführen, gestattet nicht der Raum.

Naturrechtstheoretiker kann man das Eigentumsrecht aus der menschlichen Natur herleiten. Es ist nicht bewußt geschaffen, es folgt mit Notwendigkeit aus gewissen Eigenschaften im Menschen, theologisch-naturrechtlich gerechtfertigt durch Thomas von Aquino. Der Naturrechtsphilosophie kam es nun darauf an, diese natürlichen Eigenschaften zu analysieren, um Klarheit über die Rechtsgrundlage zu erhalten.

Der englische Philosoph John Locke, der Vater des modernen Liberalismus und klassische Vertreter der Freiheitsidee, hat in seinen 1689 herausgekommenen beiden Abhandlungen: „Ueber die Regierung“ [122]) eine Erklärung des Eigentumsrechts gegeben, die eine dominierende Stellung innerhalb der naturrechtlichen Philosophie einnahm, eine Erklärung, die sich wiederfindet in Quesnays „Droit naturel“ [123]). Locke hebt da hervor, daß das Einzige, was der Mensch ursprünglich besitzt, seine eigene Person mit ihrer physischen und geistigen Ausrüstung wäre. Die Dinge, die die mildtätige Natur erzeugt, sind der Menschen gemeinsames Eigentum. Wie erlangt nun das Eigentum Individualität, oder wie erlangen die Individuen Eigentum? Es ist klar, daß alle allgemeinen Bedürfnisbefriedigungsmittel nicht ein aktuelles Interesse für alle Menschen haben können. Soll ein Gegenstand einem

[122]) John Locke, zwei Abhandlungen über Regierung nebst „Patriarchia“ von Sir Rob. Filmer (Deutsch v. H. Willmanns), Halle a. S. 1906, S. 238 ff. Vgl. auch hierzu: Diehl-Mombert, Ausgewählte Lesestücke z. Studium d. pol. Ökonomie, Karlsruhe 1924.

[123]) Übrigens kennt auch Quesnay Fälle, wo das Eigentum, dieses geheiligte Grundrecht des ordre naturel vom Staate angetastet werden kann: falls z. B. die propriétaires ihrer volkswirtschaftlichen Aufgabe nicht nachkommen; wenn sie ihre Einkommen zurückhielten. Hier bedarf das Eigentum einer Rechtfertigung durch seinen richtigen Gebrauch. Zitiert bei C. Menck-Tichauer: F. Quesnay als pol. Ökonom, Heidelberger Diss. 1927, S. 21. Auch Turgot ist für Einschränkung des Eigentumrechtes da, wo das allgemeine Wohl entscheidet (sur la géographie universelle, Fragment). Vgl. Gustav Schelle: œuvres de Turgot, Paris 1913—1923. Vol. I. p. 939. Eigentum bei ihm eine historische Kategorie. (Vgl. dazu These 18 des Programmes der NSDAP.)

Individuum Nutzen bringen, muß er in irgend einer Weise in Relation zu einer Eigenschaft des Individuums stehen. Wenn ein Mensch etwas von seiner Individualität in die Dinge der Natur einfügt, so werden sie sein. Nun vereinigt sich der Mensch mit dem Naturkörper insofern, als er in demselben Arbeit niederlegt (Unmittelbarer Produktionsprozeß). „Alles, was er dem Zustand, den die Natur vorgesehen, und in dem sie es gelassen hat, entrückt, hat er mit seiner Arbeit gemischt, ihm etwas zugesellt, was sein eigen ist, und macht es dadurch zu seinem Eigentum."[124]).

Das Eigentumsrecht, welches auf diese Weise zustandekommt, wird von dem einzelnen ohne irgendwelche Uebereinkommen und Vereinbarungen mit anderen erlangt. Eine Person, die Eicheln im Walde liest, braucht nicht andere darum zu fragen. Wie wird da ohne Konflikte die Grenze zwischen den Eigentumsrechten mehrerer gezogen? Locke erklärt es damit, daß das Vermögen der Menschen, Nutzen aus dem Naturkörper zu ziehen, begrenzt sei, und daß dadurch keine Gefahr entstünde, daß einer zu viel an sich bringen könnte. Es wäre sinnlos, wenn ein Individuum beispielsweise sich mehr Aepfel als es verzehren könnte, verschaffte. Dadurch, daß ein Wertaufbewahrungsmittel, das Geld, erfunden wurde, konnte der Ueberfluß in den Händen einer einzelnen Person an eine andere durch Tausch überführt werden. Hierdurch wird derjenige Teil der Warenmenge eines einzelnen, den er nicht konsumieren kann, wieder eine Art Allgemeineigentum. Er bietet seine Waren auf dem Markte an. Das Mittel, durch das eine Person sich das Eigentumsrecht an einer anderen Ware erwirbt, ist stets Arbeit. Auf diese Weise erklärt nicht bloß Locke, wo die Grenze für das Eigentumsrecht eines einzelnen liegt, sondern er gibt auch noch eine Erklärung des Tauschwertes. Er hebt stark hervor, daß der Wert einer Ware zuvörderst von der Arbeit bestimmt

---

[124]) Vgl. Diehl-Mombert, Ausgewählte Lesestücke z. Studium der pol. Ökonomie, Karlsruhe 1924, S. 38.

werde. Auch wird der Wert hier erklärt, er fließt aus den menschlichen Eigenschaften; hier kommt hauptsächlich in Frage das Vermögen des Menschen, durch seine Arbeit den Naturgegenstand nach seinen Zwecken umzubilden. Auf diese Art werden die Werttheorie und Eigentumrechtstheorie miteinander verbunden.

Daß zwei so verschiedene Erscheinungen, wie das Eigentumsrecht und der Wert, miteinander vereinigt werden konnten, dürfte wohl darauf beruhen, daß die individualistische Naturrechtslehre das Recht als eine Funktion von gewissen Eigenschaften in der Menschennatur erklärte. Das verpflichtende Gesetz, das Normengesetz, wurde hierdurch ein Naturgesetz, und es war daher Locke möglich, Wert und Eigentum unter dem gleichen Gesichtswinkel zu betrachten. Vielleicht liegt eine Erklärung dazu, daß die Arbeitswerttheorie in der englischen Nationalökonomie eine so große Rolle zu spielen begann, darin, daß sie bewußt oder unbewußt mit der Eigentumrechtstheorie der Naturrechtslehre vereinigt wurde. Man bekam hier auf einmal zwei wichtige Gesellschaftsprobleme erklärt vorgesetzt, Erklärungen, welche sowohl die Rechtsforderung wie das Bedürfnis nach Klarheit zu befriedigen vermeinten. Die Unmöglichkeit einer Betrachtung des Wertes und Eigentums aus einem gemeinsamen Gesichtspunkt trat indes klar hervor, als man an der Möglichkeit zu zweifeln begann, das Recht kausal aus der Natur des Menschen herzuleiten. Wenn das Recht auf das Gebiet der menschlichen Normen verlegt wird, so wird mit logischer Notwendigkeit die Eigentumrechtstheorie von der Werttheorie getrennt.

Drittes Kapitel.

„Interdependenz" und „Norm" bei Karl Marx. Die normative Auffassung von den ökonomischen Erscheinungen bei Karl Marx.

§ 12. Marx' nationalökonomische Theorien.

Während der physiokratische „Gesetzesbegriff", wie er uns in den vorhergehenden Kapiteln bei Quesnay entgegentrat, wesentlich gemeinsame Kennzeichen mit den von Adam Smith und Ricardo aufgestellten — als von Zeit und Raumverhältnissen unabhängigen — Theorien aufweist, tritt uns im Gedankengebäude, welches Karl Marx aufführt, eine andere Physiognomie entgegen.

Marx' nationalökonomisches Theoriensystem ist allzu zeit- und räumlich gefärbt, um den Grad von Allgemeingültigkeit zu haben, den die wissenschaftliche Betrachtungsart fordert. Bei Marx beeinflussen deutlich subjektive Wunschvorstellungen den rein ökonomischen Gedankengang. Die Wirkung dieses großen Denkers des 19. Jahrhunderts beruht darum auch nicht auf seinen ökonomisch-theoretischen Lehren — der Wert-, Mehrwert-, Kapital- und Akkumulations-, Verelendungs-, Ausbeutungs-, Krisen- und Bevölkerungstheorie —, wiewohl diese Theorien ein System, ein geordnetes Ganzes bilden. Denn Marx war ein Systematiker, wie u. a. P. Barth[1]) gezeigt hat. Marx' Wirkung beruht vielmehr auf einer bestimmten Weltanschauung. Dabei übernimmt Marx aus dem Ricardoschen System die Teile, die ihm zur Erreichung seines Zieles zweckmäßig erscheinen, andere, die die Grundlage des Ricardoschen Systems bilden, werden von ihm geringerer Beachtung gewürdigt. Baut Marx auf einer wissenschaftlich haltbaren Prämisse auf, so daß dem darauf aufgebauten Gedankengebäude wissenschaftliche Gültigkeit und Objektivität eignet? Welches ist die fundamentale von Marx' Theorien?

[1]) Paul Barth, Die Philosophie der Geschichte als Soziologie I, 2. Auflage, Leipzig 1915, S. 631.

§ 13. **Der Zusammenhang zwischen Marx' allgemeinen Gesellschaftstheorien und seinen nationalökonomischen Lehren.**

Als die älteste und fundamentalste von Marx' Theorien kann man wohl die Lehre vom Proletariat bezeichnen. Schon bevor Marx ernstlichen nationalökonomischen Studien oblag, hatte er, wie unter anderem der Briefwechsel von 1843 [2]) zeigt, vieles von dem, was nachher den Kern in seinem theoretischen System bilden sollte, klar durchdacht. Die allgemeine Einrichtung seiner Studien der vorhergehenden Jahre vorbereitet im hohen Grade die Gedanken, die dann Gestalt annehmen im Kapitel (Band I, 1867, Band II, 1885, Band III, 1894). Ja, schon so früh wie im Jahre 1844, wo er seine kritische Studie über Hegels Rechtsphilosophie herausgab (Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie), hatte er seiner Theorie vom Proletariat die Ausbildung gegeben, die dann in allem wesentlich unverändert in seinem größten und bedeutendstem Werk wiederkehrt. Dies Ausgeführte bedeutet und schließt unter anderem in sich, daß Marx von Anfang an sein nationalökonomisches Wissen seinen allgemeinen Gesellschaftstheorien unterordnet. Sein Hauptinteresse richtet sich niemals auf das zentrale nationalökonomische Problem, es sei denn, daß es unter dem Gesichtspunkt der sozialen Verhältnisse betrachtet wird. Er untersucht nicht Wert und Austauschverhältnisse als ein freistehendes Problem und als Prämisse für seine übrigen Theorien, sondern er sieht diese Fragen, wie wir später sehen werden, in einem unauflöslichen Zusammenhang mit dem soziologischen Problem, das als Politiker sein Hauptinteresse beansprucht.

Er sucht der sozialen Dynamik, dem Bewegungsgesetz der Gesellschaft, auf die Spur zu kommen. Gerade dies, das Bewegungsgesetz der modernen Gesellschaft zu enthüllen, ist der letzte Endzweck dieses

[2]) Franz Mehring, Ges. Schriften von Karl Marx und Friedrich Engels, Bd. I, Stuttgart 1902.

Werkes, nämlich des ersten Bandes vom Kapital [3]). Indes, ein Studium des Tausch- und Wertproblems führt früher oder später zu einem Studium der ökonomischen Gleichgewichtslage. Marx' Interesse für diese Fragen kommt in Wahrheit doch erst an zweiter Stelle, und deswegen ist seine Behandlung dieser Fragen in hohem Grade beeinflußt von seiner allgemeinen Gesellschaftsauffassung. Für ein allgemeineres Verständnis des Marxproblems ist ein tieferes Eindringen in sein eigentümliches Gedankengebäude, die sogenannte materialistische Geschichtsauffassung, eine notwendige Voraussetzung.

§ 14. **Die sogenannte materialistische Geschichtsauffassung.**

Marx' heroischer Versuch, ein „Gesetz" für den sozialen Entwicklungsprozeß zu finden, geht bekanntlich in der Literatur unter dem Namen der materialistischen Geschichtsauffassung, einem von Engels geprägten Ausdruck. Ihren prägnantesten Ausdruck hat die Theorie erhalten in dem berühmten Vorwort zur Kritik der politischen Oekonomie, wo Marx die oft zitierte Aeußerung fällt: „Es ist nicht das Bewußtsein der Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewußtsein bestimmt" [4]). Geteilte Meinungen haben sich betreffs darüber, wie man hier diese Lehre auslegen soll, geltend gemacht. Sieht man das Problem im Zusammenhang mit Marx' allgemeiner Geschichtsphilosophie, so ist es wohl klar, daß es sich hier absolut nicht um eine Frage einer völligen Identität mit gewöhnlichen Naturprozessen handelt, höchstens kann von einer rein formellen Aehnlichkeit die Rede sein. Der Ursprung zur Unklarheit in diesem Punkt liegt bei Marx selbst, insofern als seine Formulierungen variieren. In seinen Thesen [5]) über Feuerbach (1845) gibt Marx allem andern als materiali-

[3]) K. Marx, Das Kapital, Bd. I, 1. A. 1867, Vorwort. Vgl. K. Marx, Das Kapital, Bd. I, Berlin 1932, Verlag Kiepenheuer, S. 36.

[4]) Karl Marx, Zur Kritik der politischen Ökonomie, 1859, Berlin S. V, Vorwort.

stischen Gedanken Ausdruck. In der dritten These [6]) heißt es nämlich folgendermaßen: „Die materialistische Lehre, daß die Menschen Produkte der Umstände und der Erziehung, veränderte Menschen also Produkte anderer Umstände und geänderter Erziehung sind, vergißt, daß die Umstände eben von den Menschen verändert werden, und daß der Erzieher selbst erzogen werden muß." . . . . „Das Zusammenfallen des Aenderns der Umstände und der menschlichen Tätigkeit kann nur als umwälzende Praxis gefaßt und rationell verstanden werden" [7]). Stellt man diese Aeußerung mit der im Vorwort zur Kritik der politischen Oekonomie zusammen, so sieht das so aus, als ob sich Marx zum Sprachrohr und Talisman von zwei diametral entgegengesetzten Anschauungen gemacht hat. Das, was bei Marx verwirrend wirkt, ist seine eigentümliche Anthropologie. Er nimmt den Menschen als „Ensemble der sozialen Verhältnisse", eine Menschenauffassung, welche sowohl mit Hegel als mit Feuerbach in Widerspruch steht. Der letztere hatte gegenüber Hegel geltend gemacht, daß das wahre Sein nicht die Schöpfung unserer Gedanken sei, sondern der Mensch, „der wahre, wirkliche ganze Mensch, der Augen, Hände und Füße hat".

Marx opponiert indes gegen Feuerbach, wenn dieser den Menschen isoliert und passiv auffaßt. Was Marx forderte, war, daß der Mensch als Gesellschaftsgeschöpf, und zwar als ein aktives, aufgefaßt werden müßte. Für Marx ist der vergesellschaftete Mensch identisch mit der Gesellschaft. Das Bewußtsein der Menschen ist das Bewußtsein der Gesellschaft. Wenn daher der Mensch sich verändert, verändert sich auch die Gesellschaft. Veränderungen bei den Gesellschaftswesen sind gleichzeitig eine Veränderung der Gesellschaft durch „revolutionäre Praxis". Das Subjekt ist der

---

[5]) Karl Marx, 11 Thesen über Feuerbach (1845). In Reclams Universal-Bibliothek, Bd. 6068, 6069, S. 55.

[6]) a.a.O., S. 55.

[7]) K. Marx, Thesen über Feuerbach (1845), S. 55.

Mensch, aber das Objekt, d. h. die Gesellschaft, ist auch der Mensch.

Nun: Wenn diese Auffassung richtig ist, dann ist es selbstverständlich, daß es keinen einseitigen Ursachenzusammenhang zwischen den materiellen Faktoren der Gesellschaft und den ideellen gibt. Es ist vielmehr so, daß die Entwicklung in zwei parallel laufenden Reihen verläuft, die materiellen Faktoren in einem Stadium, auf einer Stufe der Entwicklung, stehen im direkten Kausalverhältnis zu denselben Faktoren im nächsten Stadium. Analog verhalten sich die ideellen Faktoren: Aber zwischen den beiden Reihen gibt es keinen einseitigen Ursachenzusammenhang.

§ 15. Der soziale Entwicklungsverlauf nach Karl Marx.

Wenn man also sagen kann, daß eine Veränderung des „vergesellschafteten Menschen" und eine Veränderung der Gesellschaft dieselbe Sache ist, so kann man indes fragen: Was treibt die Entwicklung vorwärts? Das können nicht rein mechanische Ursachen sein. Denn in dem Fall würde, nach der Sprache des Buchstabens, die Handmühle rein automatisch resultieren aus einer Gesellschaft von Feudalherren, und die Dampfmaschine würde in der gleichen Weise zu einer Gesellschaft von Kapitalisten hinführen. Und warum sollte eine Aenderung in den „materiellen Produktivkräften" gerade diese Gesellschaftsverhältnisse mit sich führen? Nein, die Fragestellung muß anders lauten! Da die Gesellschaftsverhältnisse unter dem Druck von einigen selbständigen Wirkungen von den materiellen Produktionskräften sich nicht verändern, so muß man die Ursache der Veränderungen in der Struktur der Gesellschaft, innerhalb der Gesellschaft selbst, suchen.

Aber wo? Sicherlich bei den „vergesellschafteten Menschen", den Gesellschaftsmitgliedern selbst. Wie können nun diese Gesellschaftsverhältnisse beeinflussen, wie können sie gleichsam als Triebkraft der Gesellschaftsentwicklung dienen? Die Antwort ist die, daß die Gesellschaftsmitglieder im

gegebenen Falle ihre sozialen Verhältnisse so einrichten, daß sie am besten, d .h. am zweckmäßigsten, die gemeinsamen Bedürfnisse befriedigen. Der Gesellschaftsbedarf ist unter allen Umständen die primäre Triebkraft, das primum movens in der Entwicklung. Die Anpassungsprozedur geht so vor sich, daß die „unzeitgemäßen" Gesellschaftsverhältnisse gesprengt werden durch die revolutionäre Praxis. Dabei ist zu beachten, daß die ideologischen Kräfte nur Bedeutung haben, insofern sie den wirklichen Bedarf berücksichtigen, andernfalls sind sie ohne Kraft. „Die Theorie wird in einem Volke nur soweit verwirklicht, als sie die Verwirklichung seiner Bedürfnisse ist" [8]).

Was meint nun Marx damit, daß Aenderungen in der sozialen Struktur mit Notwendigkeit vor sich gehen? „In der gesellschaftlichen Produktion ihres Lebens gehen die Menschen bestimmte, notwendige, von ihrem Willen unabhängige Verhältnisse ein, Produktionsverhältnisse, die einer bestimmten Entwicklungsstufe ihrer materiellen Produktionskräfte entsprechen." [9]) Die Notwendigkeit, von der hier die Rede ist, ist psychologischer Natur. Der Gesellschaftsbedarf macht sich mit elementarer Kraft geltend und den Menschen bleibt keine andere Wahl als ihre Produktionsverhältnisse so anzupassen, daß sie adäquat dem Bedarf bleiben. Alles ordnet sich dem stets ungebrochenen Lebenswillen der Gesellschaft unter. — Es war schon hervorgehoben worden, daß Marx' Anthropologie in bestimmter Opposition zur Hegelschen stand. Indes, man darf in diesem Zusammenhang nicht vergessen, daß Marx keineswegs von jedwedem Einfluß Hegels sich freimachte. Im Gegenteil, bewußt oder unbewußt, wandern Marx' Gedanken in den Hegelschen Gedankenbahnen. Die „groteske Felsenmelodie" der Hegelschen Philosophie klingt in mannigfachen Variationen bei dem Verfasser des „Kapitals" nach. Bekanntlich faßt Hegel die

[8]) Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie, Mehring, S. 393, 1902.

[9]) Zur Kritik der politischen Ökonomie, Berlin 1859. Vorwort S. V.

Idee als das allbeherrschende Prinzip der Entwicklung auf. Der Menschengeist verwirklicht in der Geschichte sein wahres Wesen. Es ist indes hier die Frage vom „Geist" in einem speziellen Sinne, vom Geist, wie er sich äußert in objektiven Formen, in Gesellschaftsformen, Rechtsinstitutionen, Familienleben etc. Es ist die Frage von einem „objektiven Geist" als einem überindividuellen Wesen.

Daß Hegels angedeutete Grundanschauung der Entwicklung von Marx geteilt wird, ist klar. Er setze Hegels „absoluten Geist" durch Marx „vergesellschafteten Menschen", und beide Entwicklungsperspektiven bleiben analog. Bei Marx realisiert die Entwicklung den elementaren Lebenswillen der Gesellschaft, so wie er objektiv hervortritt in verschiedenen Gesellschaftsformen, Rechtsordnungen, Produktionsverhältnissen, etc.

Wie bei Hegel schreitet auch bei Marx die soziale Entwicklung dialektisch fort[10]). Im Stadium A findet sich schon dessen innerer Gegensatz, dessen „anderes Wesen" B, und dieses führt mit Notwendigkeit (!) zu einer Auflösung von A. Der Gegensatz zwischen A und B muß verschwinden durch Auflösung von A und Uebergang zu einem neuen Gesellschaftsstadium B. Die Entwicklung ist indes kontinuierlich. Der Inhalt in einem früheren, zeitigeren Ge-

---

[10]) In der Regel wird Marxens Lehre als eine rein materialistisch-mechanische Auffassung des Weltgeschehens angesehen. Was das heißt, darüber herrschen die entgegengesetztesten Anschauungen, ein Mangel, der bei grundlegend neuen Werken sicher Mißverständnisse begünstigt. Der wichtigste Umstand, der auf solche Bahnen führt, ist aber die Spezialität von Karl Marx, die er von Hegel übernimmt, im Gegensatz zur formalen Logik, Begriffe zu substantiieren, Gedachtes zu Konkretem zu stempeln, metaphysische Vorstellungen auf die formale Logik zu übertragen, woraus dann allerlei Trugschlüsse resultieren, wovon ja der erste Band des Kapitals beredtes Zeugnis ablegt, worüber Ergötzliches bei Artur Schopenhauer in seiner Kritik der Hegelschen Syllogistik zu lesen ist. (Vgl. die Vorrede zur 1. Auflage seiner beiden Grundpro-

sellschaftsstadium bestimmt die Art des späteren — und damit der Entwicklung. Worin besteht da der Konflikt?

Offenbar darin, daß die objektiven Gesellschaftsformen, die in einem gewissen Stadium den Gesellschaftsbedarf befriedigten, nicht länger der Gesellschaft wahres Wesen realisieren. — In der kapitalistischen Gesellschaft, die einmal ein adäquater Ausdruck für den Bedarf war, zeugt die Existenz des Proletariats von den Mißverhältnissen zwischen dem Gesellschaftsbedarf und den Formen, in denen die Produktion vor sich geht. Die kapitalistische Gesellschaft bedarf deswegen der Auflösung. Als ein bedeutsamer Faktor in der sozialen Entwicklung geht sie in Marx' Klassenkampf ein. Dieser ist nun nichts anderes als ein Ausdruck für den oben angeführten Konflikt zwischen Gesellschaftsbedarf und Produktionsordnung. Die historische Mission des Proletariats in der kapitalistischen Gesellschaft ist die, daß sie den Gesellschaftsbedarf repräsentiert und somit das Gesellschaftsinteresse: Wenn die unterdrückte Klasse zum Bewußtsein ihrer Aufgabe gelangt, wenn „der Blitz des Gedankens gründlich in diesen naiven Volksboden eingeschlagen ist", sammelt sie sich zu revolutionärer Aktivität, da sie ja gemäß ihrer Stellung im Produktionsprozeß zu einer bestimm-

---

bleme der Ethik 1840. Frankfurt a. M. Verlag J. Rothgießer & Possekiel, Berlin SW 11.)

Ein Beispiel von vielen Marxscher Syllogistik ist das (wie gesagt der 1. Band des Kapitals ist voll von solchen logischen Schnitzern und Trugschlüssen): Weizen und Eisen, an und für sich gänzlich verschiedene Dinge, können miteinander in ein Austauschverhältnis treten (ein Quantum Weizen = 2 Quantum Eisen, ihre gleichen Kosten verglichen werden), weil sie etwas Gemeinsames haben, weil etwas Drittes besteht, das tertium comparationis, das die Gleichung ermöglicht, weil sie Arbeitsprodukte sind. Das Gemeinsame ist die Arbeitsleistung, die sich größenmäßig an der Zeit als sogenannte Arbeitszeit bestimmen läßt. Er baut darauf eine ganze Lehre und Weltanschauung auf. Schön und bequem, nur wirklich kann es nicht werden! Was in Wahrheit aus dieser Gleichung resultiert, ist nur das, daß Weizen und Eisen Dinge menschlichen Begehrens sind und zwischen ihnen gewählt werden muß.

ten Gesinnung und politischen Haltung kommen muß, und sprengt die Bande, die der neuen Ordnung hinderlich sind, die die Gesellschaftsforderung realisieren soll, spielt sozusagen den Geburtshelfer der neuen Ordnung. So werden alle Einzelinteressen gezwungen, sich denen der revolutionären Klasse, als einer Kampfklasse, die auch dann Träger des Wirtschäftslebens wird und ihre politische Herrschaft dazu benutzen wird, die Masse der Produktionskräfte rasch zu vermehren, unterzuordnen, und an die Stelle des individuellen Eigennutzes tritt der Kollektiv-Egoismis der ganzen Klasse, in ihm erblickt Marx das treibende Element der gesellschaftlichen Entwicklung. („Sozialistischer Wettbewerb"!) „Von allen Klassen, welche heutzutage der Bourgeoisie gegenüberstehen, ist nur das Proletariat eine wirklich revolutionäre Klasse. Die übrigen Klassen verkommen und gehen unter mit der großen Industrie", heißt es im kommunistischen Manifest [11]). „Die Bourgeoisie ist zum Untergang verurteilt, weil ihre Interessen mit denen der Gesellschaft in Widerspruch stehen". „Sie (die Bourgeoisie) produziert vor allem ihre eigenen Totengräber" (kommunistisches Manifest) [12]). Wann erreicht da schließlich die soziale Entwicklung ihre letzte Phase? Was ist das Schlußergebnis dieses notwendigen Geschehens, das so viele Leiden in seinem Gefolge hat, das über so viel menschliches Leid hinweggeht?

Im „Kapital" [13]) heißt es: „Das Reich der Freiheit beginnt in der That erst da, wo das Arbeiten, das durch Noth und äußere Zweckmäßigkeit bestimmt ist, aufhört; es liegt also der Natur der Sache nach jenseits der Sphäre der eigentlichen materiellen Produktion. Wie der Wilde mit der Natur ringen muß, um seine Bedürfnisse zu befriedigen, um sein Leben zu erhalten und zu reproduzieren, so muß es der Civilisierte, und er muß es in allen Gesellschaftsformen und

---

[11]) Manifest der Kommunistischen Partei, 10. Aufl., J. H. W. Dietz, Berlin 1931, S. 35.

[12]) Manifest der Kommunistischen Partei, S. 37.

[13]) Das Kapital, Bd. III, Hamburg, Otto Meißner, 1894, S. 355.

unter allen möglichen Produktionsweisen. Mit seiner Entwicklung erweitert sich dieses Reich der Naturnothwendigkeit, weil die Bedürfnisse; aber zugleich erweitern sich die Produktivkräfte, die diese befriedigen. Die Freiheit in diesem Gebiet kann nur darin bestehen, daß der vergesellschaftete Mensch, die assoziierten Produzenten [14]), die ihren Stoffwechsel mit der Natur rationell regeln, unter ihre gemeinschaftliche Kontrolle bringen, statt von ihm als von einer

[14]) Lenin hat an diese auf einem parlamentarisch-demokratischen Grundgedanken aufgebaute Selbstaktivität der Masse nie geglaubt. Die Verwirklichung des Sozialismus vollzieht sich bei ihm in zwei Phasen. In der ersten Phase herrscht die Diktatur des Proletariats, besser einer Avantgarde des Proletariats, eine zentralisierte Führerschaft, eine Organisation des Zwanges. Die zweite Phase, das „wahre Reich der Freiheit" im Marxschen Sinne, bleibt auch für Lenin ein doktrinäres Ideal: wann diese zweite Phase kommt, darüber erfahren wir bei Lenin nichts: ignoramus et ignorabimus. Das Ziel bleibt erfahrungslos, darum unwiderlegbar, unbeweisbar. Ein Ziel ohne Zukunft. So sehen die logischen Schutzmittel jeder doktrinären Form aus. Was es mit dieser Freiheit heute schon auf sich hat, zeigt sich in strahlendstem Lichte heute nach Vollendung des „größten Kanalbaues aller Zeiten", dem Weißen-Meer-Kanal. Niemals, seit den Zeiten der Pharaonen, wo die sozialen Verhältnisse und die ganze Wirtschaftslage es ermöglichten, im Aufwand an Menschenarbeit und im Opfer an Menschenleben bis ins Ungemessene zu gehen, wurden Menschen in so grausamer Weise zur Arbeit gepreßt, zu solchen Sklavendiensten verwendet. Dieser neue Kanal ist eine Mahnung an das Weltgewissen Schluß zu machen mit einem System, das den Menschen schlechter behandelt als ein Tier, wo man mit Menschenschicksal und Menschenwürde so Schindluder treibt. Übrigens hatte ja diese furchtbare Tyrannis, welche Ironie des Schicksals, Marx dem Kapitalismus vorgeworfen. (Kapital III. 1.) Nun ist zuzugeben, daß da, wo technische Hilfsmittel nicht genügend vorhanden sind, die „Maschine" Mensch mehr leisten muß. Das trifft ja für Rußland zu, „dem glücklichen Land ohne Arbeitslose". Nur ist das kein Verdienst des Bolschewismus, sondern nur eine Folge davon, daß die Entwicklung der technischen Produktionsmittel völlig ungenügend ist. Je entwickelter, sachlich hochstehender, in einem Lande die Technik, um so größer die Arbeitslosigkeit, die unabhängig ist vom

blinden Macht beherrscht zu werden; ihn mit dem geringsten Kraftaufwand und unter den, ihrer menschlichen Natur würdigsten und adäquatesten Bedingungen vollziehen. Aber es bleibt dies immer ein Reich der Notwendigkeit. Jenseits desselben beginnt die menschliche Kraftentwicklung, die sich als Selbstzweck gilt, das wahre Reich der Freiheit [15]), das aber nur auf jenem Reich der Notwendigkeit als seiner Basis aufblühen kann".

§ 16. **Kritische Prüfung der Marxschen Entwicklungslehre.**

Wie wir gesehen haben, liegt der Kern von Marx' Entwicklungslehre darin, daß die äußeren Veränderungen in der

---

politischen System, um so größer die Krisenhaftigkeit. Auch ein „zarisches" Rußland hätte heute keine oder doch wenig Arbeitslosigkeit, wäre wohl auch weniger krisendurchschüttelt. Aber eine schonungslose, dauernde Minderversorgung der Massen wäre kein Krisenzustand, wobei noch das Schreckgespenst des Hungertodes für Millionen dauernd sichtbar bliebe?? In diesem Lande (der „Freiheit") lacht niemand, nur die Schauspieler, die dafür bezahlt werden (Gottl).

[15]) Marx' Ziel also eine klassenlose, staatenlose Gesellschaft, eine Gesellschaft, „wo die Arbeit nicht mehr Mittel zum Zweck, sondern erstes Lebensbedürfnis geworden ist", wo sie aus ihrer Entfremdung und Verdinglichung befreit ist, eine unklare Zielidee, eine Frage des Glaubens. Das Ziel der „freie" Mensch, frei von den Geboten eines Gottes, frei von den Grenzen eines Vaterlandes. „Die Arbeiter haben kein Vaterland." (Für eine Fata Morgana opfert man Vaterland, Familie, Religion, Ehre, Wahrheit.) Der Staat, das Vaterland, wird jeder artgemäßen Eigenbedeutung entkleidet, entwertet, profaniert. „Staat"? Gemeint hier einfach als angeblicher Ausbeuterschutz. Folgerichtig kennt der Marxismus keine nationale, nur eine Klassenehre. Was es mit solcher Vergesellschaftung auf sich hat, das hat uns ja Rußland vorexerziert. Entgesellschaftung, ödeste mechanische Gestaltung. Wie kann Gemeinschaft entstehen aus Verachtung der Gemeinschaft? Daß aber diese Art „Gesellschaft" einen allmächtigen, „totalen" Staat braucht, trat in der weiteren Entwicklung der Sowjet-Union klar zu Tage. Die Frage jedenfalls, ob das, was man Sozialismus nennen kann, je werden kann, läßt Marx völlig beiseite.

Gesellschaftsordnung auf Veränderungen in dem elementaren Lebensbedarf der Gesellschaftseinheit zurückgeführt werden können. Man kann nun fragen: ist es ohne weiteres klar, daß gerade das Gesellschaftsstadium B als Resultat von A hervorgeht? Marx — und das ist sehr bezeichnend — bringt nichts herbei, was als irgend ein Beweis dafür dienen könnte, daß aus dem kapitalistischen System eine „sozialistische" Gesellschaft hervorgehen muß.

Diese Konstruktion Marxens einer Zukunftsentwicklung kann doch nur einer persönlichen Tendenz und Auffassung entspringen, die ausgeht auf eine politische Wirkung. Also in erster Linie wohl die überall durchgehende revolutionäre Tendenz, die aus dem Mitgefühl für die Leiden einer unterliegenden Klasse, des Proletariats im Marxschen Sinne, resultiert? Prüfen wir, ob Marxens revolutionäre Gesinnung letztlich in solchem Gemeinschaftsfühlen gründete. Man hat das ja behauptet. So schreibt Meusel: „Ein Grunderlebnis für Marx war das Erleben oder Mit-Erleben der sozialen Not." . . . „Das soziale Erlebnis ist es, das . . . immer wieder als Leitmotiv gleichsam anklingt, . . . als warmes Mitleid mit der besitzlosen Masse"[16]). Darum umgekehrt aller Haß gegen die Brutalität, die Ausbeutung dieses Ungeheuers: „Kapitalismus". Darum werde Marx zum Politiker, zum Interpreten der eigenen persönlichen Zielsetzung, des eigenen Wollens und Strebens und nicht der Wirklichkeit. Da wisse er schon im voraus, was er wolle. Darum alle politische Theorie, darum alle Rabulistik, zweifelhafte Logik, alles Jonglieren mit beliebig ad majorem gloriam der Marx'schen Lehre ausgedeuteten Begriffen, alle (sit venia verbo!) dialektischen Eiertänze, und aller Mangel an wissenschaftlicher Folgerichtigkeit. Alles resultierend aus dem Miterleben der sozialen Not einer Klasse,

[16]) A. Meusel, Untersuchungen über das Erkenntnisobjekt bei K. Marx, Jena 1925, S. 18.

deren geistigen und sachlichen Anteil an der Produktion Marx in einer industrialisierten Welt immer mehr verarmen sah, durch die ungeheure Auswuchtung der technischen Vernunft, einen Notstand, den er durch einen gewaltsamen Ruck und grundstürzenden Wandel der Wirtschaftsordnung zu überwinden suchte[17]). Denn mit einem „unentrinnbaren Massenschicksal, dieser Form des menschlichen Handelns, seiner grauen Alltagsform von heute, mit diesem schier unerschütterlichen Tatbestand der echten, harten, menschenbeugenden Arbeit“[18]), wovon es kein Zurück mehr gibt, kein

[17]) Vgl. dazu v. Gottl, Vom Sinn der Rationalisierung, Jena 1929, S. 60 ff.

[18]) v. Gottl, Fordismus, Jena 1926, III. Aufl., S. 118. Gottl hat in seinem wundervollen Aufsatz „Arbeit als Tatbestand des Wirtschaftslebens“ (in „Fordismus“), der wertvolle Erkenntnisse für die hier vorliegende Problematik gibt, den hier zu Grunde liegenden Tatbestand nicht vom „Wirtschaftsschicksal heutiger Lohnarbeit aufgerollt“, weil nach ihm „der geschilderte Tatbestand sozusagen den ganzen Kapitalismus übertrumpft“. (Fordismus, S. 115.)

Gottl meint mit Recht: Auch eine andere Wirtschaft würde hier nichts wandeln. Denn des Lohnarbeiters Arbeit, „die verharrt nach wie vor als betriebsgebunden und bleibt Stückwerk in Vollzug und Erfolg! Ließe sich das Verhängnis dieser Lage auflockern und endlich überwinden? Theoretisch bleibt dies... ausmalbar. Praktisch aber stehen wir unter dem Zwang der genau umgekehrten Frage: Kann der heutige Wirtschaftsstil, im Geiste großbetrieblich-maschineller Produktion, zugleich mit allen seinen notwendigen Voraussetzungen, die moderne Technik voran, kann dies alles überhaupt hinüberwechseln in eine grundsätzlich andere Wirtschaftsverfassung? ... An jenem Wirtschaftsstil hängt nicht nur das Übel heutiger Entartung der Arbeit, dieser Stil bedingt sich in unheimlicher Wucht mit der Daseinsform von uns westlichen Kulturvölkern... Der gleiche Wirtschaftsstil, der allein uns diese Dasein in Massen ermöglicht, treibt diese Massen, ob nun die Wirtschaftsordnung so oder so wäre, mit ihrem gemeinschaftsnotwendigen Handeln unerbittlich in die Sklaverei der Betriebsgebundenheit! Als ganze Völker sitzen wir gleichsam im Gefängnis dieses Wirtschaftsstiles, der das menschliche Handeln so sehr depraviert... Mit einem Wort also, das Übel der Arbeitsentartung ist wohl zugleich mit dem Kapitalismus gekommen, aber es verschwände nicht auch

Zurück etwa zur Bukolik des Mittelalters, gilt es ja hier zu ringen.

Ist dieses Mit-Erleben der sozialen Not, das ja jeden erfaßt und packt, der sich mit den Dingen beschäftigt der kapitalistischen Wirtschaftsordnung, wo kein Verhältnis so grell und scharf hervortritt, wie jenes zwischen Unternehmer und Arbeiter (bei Marx das Kapitalprofitproblem), ist dieses Mit-Erleben sozialer Not wirklich nun das Leitmotiv, der letzte, wahre Grund für die politische Haltung Marxens? Kann Marx — jedenfalls der Politiker, der Revolutionär — ganz aus der jüdischen Geistesphäre herausgehoben werden, wie das seine Gesinnungsgenossen versucht haben? Wir antworten: Nein!

Um sich selbst zu befreien, sich und sein Volk, an dessen „empirischen Wesen", dem Schachertum, er litt (vgl. K. Marx, zur Judenfrage), mußte er „der Arbeiterschaft", dem Proletariat als dem vermeintlichen Geburtshelfer des Marxismus, zum Siege verhelfen [19]). Hieraus erklärt sich sicherlich Marxens theoretische Zuneigung zum Proletariat.

Die Frage des Marxismus ist ein Teil der Judenfrage.

Gerade, weil wir objektive Wissenschaft treiben, geht es

---

zugleich mit ihm!" (Gottl, Fordismus, S. 117/118.) Vgl. dazu ferner die großartige Schilderung bei v. Gottl in „Wirtschaft und Wissenschaft", Jena 1931, S. 1067 ff.

[19]) Die starke Durchsetzung der Kommunistischen Partei und Regierung in Rußland mit Juden ist bekannt, bekannt auch der jüdische Weltherrschaftswille. Die Auswirkung dieses übermächtigen Einflusses einer jüdischen Herrenschicht ist verheerend und zeigt, wohin ein Volk kommen kann, wenn die talmudistische Moral so die Oberhand gewinnt wie im Sowjetlande, wenn dieser Judengeist zum „praktischen Geist der christlichen Völker" wird. Fürwahr, wir müssen es als den größten Segen für unser Volk erkennen, daß der Einfluß jener Rasse auf unsere Kultur und unser Geistes- und Wirtschaftsleben heute zurückgedämmt worden ist. Der Jude, „diese gens extorris, dieser Johann ohne Land unter den Völkern", bleibt Volk im Volke, sein Vaterland „sind die übrigen Juden, für sie kämpft er, wie pro ara et focis".

uns um Erklärungen, nicht um Verklärungen. Schönfärberei und Vertuschungen haben aber die Kenntnis Marx' wahren Charakterbildes verhindert. Der Heilige jedenfalls, den man aus ihm gemacht hat, ist Marx ganz und gar nicht gewesen. „Willkür und Haß, persönliche Tücke, Mißtrauen, leidenschaftlicher Geist der Schmähung neben der ausgezeichneten Schärfe des Verstandes regierten die Seele von Karl Marx" (Richard Bie in „Karl Marx, Schicksal und Parole", 1930, S. 5). Die Zeichnung ist trefflich, damit das Wesen Marxens charakteristisch getroffen. Haßte er, sollten andere auch hassen, hassen, hassen . . .! (Sombart.) —

Jenes oben berührte technologische, nicht politische Massenschicksal des abhängigen, rein ideell gesehen, völlig mechanisierbaren [20]), möglicherweise der Rolle eines bloßen Produktionsmittels sich nähernden Proletarierdaseins, diese Aussichtslosigkeit eines Massendaseins nahm Marx zum Ausgangspunkt seiner Betrachtungen, das gibt seinem Werke jenen eigentümlichen dantesken Verdammniszug der Hoffnungslosigkeit. „Von diesem Gesichtspunkt aus ergriff er die Analyse des Kapitalismus, schrieb er als erster eine Soziologie der abhängigen Arbeit und eine Psychologie der Allerabhängigsten"[21]) [22]).

[20]) Die Folgen der Mechanisierung und Rationalisierung sind freilich unter den Einwirkungen der marxistischen These — die Maschine Ausbeutungsmittel und absoluter Feind des Arbeiters — stark übertrieben worden.

[21]) J. Gerhardt, im „Handbuch der Arbeitswissenschaft", Bd. II., 1930, S. 3268.

[22]) Arbeit bleibt in der modernen Industriewirtschaft Zwang und Last, Not und Pflicht. Wie viele leiden nicht unter der Entseelung der Arbeit! Kein Wunder, daß der Marxismus von der unbefriedigten Seele des arbeitenden Menschen Besitz ergreifen konnte. Sie alle haben das wunderbar erhebende Gefühl verloren, das in einer pflichtbewußten Arbeit ruht. Trägt doch jede Arbeit Segen oder Fluch, je nach der Gesinnung, aus der heraus sie getan wird! Diesen wahren „geistigen Notstand" gilt es zu lindern, zu mildern, und so muß unter „Sozialpolitik" nicht nur die materielle Seite berücksichtigt werden, sondern auch die geistige. Sie, die „Sozial-

Ich gebe aber Meusel Recht, wenn er sagt: „Daß Marx dennoch ständig danach strebte, die die Einsicht verdunkelnden Willenshemmungen zu überwinden, beweisen seine Bemühungen, stets, auch in einem so leidenschaftlichen Dokument wie dem „Kommunistischen Manifest" (über Zorn, Entrüstung, Pathos hinaus), die lichte wie die dunkle Seite der kapitalistischen Wirtschaftsordnung zur Darstellung zu bringen"[23]. Es gibt dort Stellen im Manifest, wo eine glühende Begeisterung und Bewunderung durchbricht für das, was dieser gigantische Produktionsapparat „Kapitalismus" geleistet hat. Kein Wort hier davon, daß die kapitalistische Wirtschaft wirtschaftlich rückständig sei, wie das bei Tugan-Baranowsky und bei fast allen Sozialisten von Fourier bis Oppenheimer, Wilbrandt, Neurath zu lesen ist, ein Irrglaube, den fast die ganze sozialistische Literatur vertritt[24] [25].

---

politik", wird in ihrer Ausführung einen entscheidenden Wendepunkt in der Entwicklung darstellen, man wird ihr einen höheren, durchgeistigteren Sinn unterlegen müssen, um die „Arbeit" von dieser ihrer Entseelung zu befreien, damit der arbeitende Mensch in dem lebendigen Gedanken wirke, ein wertvolles, anerkanntes Glied einer Volksgemeinschaft zu sein. „Proletarier aber ist, wer Proletarier sein will." (Moeller van den Bruck, Das dritte Reich, Hamburg 1931, S. 147.) Gesinnung jedoch kann man nicht organisieren, nur wachrufen und lodern lassen durch eigenes Beispiel, durch wahres Führertum! Dazu gehört aber Askese des „befehlenden Standes", Askese von einer Kaste, die herrschen und befehlen will, gehört, mit einem aristokratischen Wort ausgedrückt, Vornehmheit. „Genießen macht gemein." Solch Mangel an Askese und Vornehmheit der Oberschicht ist es, der ihre Herrschaft untergraben hat. Vergessen wir doch nie, daß wir mitten im Kriege leben. Es gilt, die Imponderabilien der Volksseele zu erkennen, wie Bismarck es einmal ausgedrückt hat. (Vgl. dazu den Artikel von Paul Feldkeller, Oswald Spenglers Appell an die Oberschicht der weißen Rasse, Preußische Jahrbücher, Bd. 234, Heft 1, G. Stilke, Berlin.)

[23]) A. Meusel, a. a. O., S. 11.

[24]) Bebel kommt in seinem Buch: „Die Frau und der Sozialismus" zu dem Ergebnis, daß eine tägliche Arbeitszeit der männlichen

Erst recht nichts von alledem bei dem späteren Marx im Londoner Exil! Dort die Anerkennung der Grundlagen der geltenden Wirtschaftsordnung: Der Kapitalismus nicht Anarchie, vielmehr die vollkommenste Produktionsweise der Zukunft, nur er imstande, die Produktionsformen der Zukunft zu schaffen, ganz und gar nicht wirtschaftlich rückständig, er, der Kapitalismus (alias die Bourgeoisie) erst „hat bewiesen, was die Tätigkeit der Menschen zustande bringen kann. Er hat ganz andere Wunderwerke vollbracht als ägyptische Pyramiden, römische Wasserleitungen und gothische Kathedralen, er hat ganz andere Züge ausgeführt, als Völkerwanderungen und Kreuzzüge“ [26]). „Die Bourgeoisie (alias der Kapitalismus) reißt durch die rasche Verbesserung aller Produktionsinstrumente, durch die unendlich erleichterten Kommunikationen alle, auch die barbarischsten Nationen in die Zivilisation“ [27]). „Die Bourgeoisie hat in ihrer kaum hundertjährigen Klassenherrschaft massenhaftere und kolossalere Produk-

Bevölkerung von 2½ Stunden im „Sozialismus“ genügte, um die notwendigen Bedürfnisse aller zu befriedigen, und Oppenheimer schreibt im Anschluß an Tugan, den er fast wörtlich zitiert, von einer Steigerung der „Produktivität“ im „Sozialismus“, welche für unsere Begriffe übermenschlich sei. Vgl. Pohle-Halm: Kapitalismus und Sozialismus, Berlin 1931, S. 123.

Vgl. dazu ferner: F. Engels, Anti-Dühring, 12. Aufl., Berlin. R. Hilferding, Das Finanzkapital, Wien 1910. Otto Leichter, Die Wirtschaftsrechnung in der sozialistischen Gesellschaft, Wien 1923. Otto Neurath, Wirtschaftsplan und Naturalrechnung, Berlin 1925.

[25]) Nun, dieses „unerhörte Kraftstück“ liefert uns ja der „sozialistische Aufbau“ im heutigen Rußland. Wir erleben ja heute dort ein gewaltsames Emporpressen des Wirtschaftslebens auf die technische Höhe aller mächtigen Industriestaaten — mit wessen Hilfe freilich, das ist eine andere Frage — der Güterüberfluß ist leider ausgeblieben. (Aber Rußland konjugiert ja bekanntlich im Futurum.)

[26]) Vgl. Kommunistisches Manifest, Dietz-Verlag, Berlin 1931, 10. Aufl., S. 28.

[27]) ebenda, S. 29.

tionskräfte geschaffen, als alle vergangenen Generationen zusammen. Unterjochung der Naturkräfte, Maschinerie, Anwendung der Chemie auf Industrie und Ackerbau, Dampfschiffahrt, Eisenbahnen, elektrische Telegraphen, Urbarmachung ganzer Weltteile, Schiffbarmachung der Flüsse, ganze aus dem Boden hervorgestampfte Bevölkerungen — welches frühere Jahrhundert ahnte, daß solche Produktionskräfte im Schoße der gesellschaftlichen Arbeit schlummerten"[28])

Und an einer anderen Stelle in den „Theorien über den Mehrwert"[29]) heißt es: „Ricardo betrachtet mit Recht, für seine Zeit, die kapitalistische Produktionsweise als die vorteilhafteste für die Produktion überhaupt, als die vorteilhafteste zur Erzeugung des Reichtums". (Von mir gesperrt. — D. Verf.)

In seinen späteren Jahren[30]) hat er sich von überspannten Forderungen revolutionärer Tat, von einem Operieren mit Zukunftsplänen, sozialen Projekten freizumachen gewußt, so daß das „Naturgesetzmäßige" mit seiner inneren Notwendigkeit, die in der Entwicklung steckende „Gesetzmäßigkeit" (die Dialektik des Materiellen, der „Technologie"), bei ihm später immer mehr in den Vordergrund trat, da ist er sogar nicht mehr „der Mann, dem der wütende Haß gegen den Kapitalismus aus allen Poren drang, der mit brennender Ungeduld den Tag des Umschwunges, des allgemeinen Zusammenbruches herbeisehnte" (H. Herkner in „Die Arbeiterfrage", 2. Bd., 7. A., 1921, S. 301).

Prophezeien ist ja immer gefährlich, besonders in Wirtschaftsdingen, hauptsächlich aber für jeden politi-

---

[28]) ebenda, S. 30. Die Sperrungen sind von mir. — D. Verf.)

[29]) K. Marx, Theorien über den Mehrwert, 2. Bd., David Ricardo, 1. Teil, herausg. v. K. Kautsky, Stuttgart 1905, J. H. W. Dietz, S. 309.

[30]) Man muß demnach zwei Etappen in Marxens Entwicklung unterscheiden. Sonst versteht man Marx nicht.

schen Schriftsteller. Er kennt die Zukunft nicht, aber sie kennt ihn, und wir Nationalökonomen sollten uns hüten, den Propheten zu spielen. „Denn allzu oft schon haben wir mit Prophezeiungen, mit der Entrollung von Zukunftsperspektiven, die sich dann als unzutreffend erwiesen", als eitel sinnloses Zeug, „das Ansehen unserer Wissenschaft aufs Spiel gesetzt"[31]). Jede Zukunftsschilderung muß ja durch das Filter der Ewigkeit, die schon allein zurückhält, was nicht für die Ewigkeit bestimmt ist. Marx hat sicherlich nur für solche Menschen geschrieben, die auf die Zukunft bedacht waren, und trotzdem schreibt er nie davon, wie diese Zukunft aussieht. Er redet fast nie von dieser Zukunft und zwingt doch immer dazu an sie zu denken. Er schildert nie Zukunftszustände, er sucht stets nur die Richtung der Entwicklung, deckt Entwicklungstendenzen auf, wie zukünftige Erscheinungen aus der Gegenwart hervorgehen[31a]). Er wußte sehr gut, daß „über das Schicksal einer Wirtschaftsordnung weder Mehrheitsabstimmungen von Professoren der Nationalökonomie, noch der sogenannten Wirtschaftsführer, noch auch solcher des Volkes oder gar der Gebildeten entscheiden"[32]). Wer will heute z. B. sagen, wie die industrielle Entwicklung in zehn Jahren aussehen wird? „Hätte sich etwa ein mittelalterlicher Kopf die heutige Wirtschaft auszuma-

[31]) Vgl. Bruno Moll, Gerechtigkeit in der Wirtschaft?, Berlin 1932, S. 86.

[31a]) Ganz anders Georges Sorel, der ja bekanntlich mit seiner Lehre vom Mythos den stärksten Einfluß auf Politiker wie Lenin und Mussolini ausgeübt hat. An die Stelle einer Überbetonung des Rationalen setzt er eine des Irrationalen (Bergson, Proudhon!), setzt er die Erhebung zum heroischen Affekt (Giordano Bruno, Nietzsche)! Natürlich können wir, meint Sorel, die Zukunft nicht mit dem Verstande konstruieren und Zukunftshypothesen sind meistens wertlos gewesen, und doch können solche Zukunftsvorstellungen schöpferisch wirken. Sie wirken, indem sie begeistern. Man muß glauben können an den Erfolg. Solch' Glaube erzeugt Begeisterung, Opferfähigkeit, heroische Haltung.

[32]) B. Moll, a.a.O., S. 86.

len vermocht"? (Gottl)[33]) „Wie oft schon wurde das Ende oder mindestens ein Stillstand und langsamer Rückgang des Maschinenzeitalters angekündigt! Jedesmal, wenn die Entwicklung tüchtig nach vorn gesprungen war und dann eine Atempause (genannt „Krise") eintrat, herrschte"[34]) Bestürzung, Entmutigung[35]), eine pessimistische Stimmung, die die Vorteile des Fortschritts für die Gesamtentwicklung nicht mehr entsprechend sieht oder wertet und den Fortschritt ablehnt oder zurückzuhalten sucht, nur, um sich eine scheinbare Entlastung für den Augenblick, auch auf Kosten der Zukunft und der Allgemeinheit zu verschaffen. Nach der Repressionszeit „begann der Tanz um die Maschine von neuem, und rückschauend erblickte man in den Fieberschauern der Krise nur ganz natürliche „Wachstumsschmerzen", Geburtswehen einer neuen Zeit"[36]), wo man wieder mit Mut und Selbstvertrauen in die Zukunft blickt, wo man eine positive Einstellung zum technischen Fortschritt einnimmt. So geht das, wenn man durchaus nach einem historischen Beleg sucht, seit 1820.

Die Einsicht in die „notwendigen und unabweisbaren Grundgesetze" der kapitalistischen Gesellschaftsordnung zu erschließen, ist der weltgeschichtliche Auftrag, dem Marx in der zweiten Phase seines Lebens als Privatgelehrter in London sein eigenes persönliches Leben unterworfen fühlt. Dazu verhilft ihm die „Dialektik" in seiner Evolutionstheorie. Den entscheidenden Einfluß hat hier die Theorie des „relativen Mehrwertes".

Auf Grund dieser Dialektik soll ja naturnotwendig, zwangsläufig, der Kapitalismus mit dem Ausbau, mit der Erweiterung und Ausweitung dieses gigantischen Apparates den

[33]) Mythus der Planwirtschaft, Jena 1932, S. 108.

[34]) Vgl. A. Böttcher, Das Scheinglück der Technik, Weimar 1932, S. 106.

[35]) Ich erinnere an die Krisenstimmungen von 1817, 1856, 1873, um nur einige zu nennen. Und 1828 beginnt der Eisenbahnverkehr, damit Verkehrswirtschaft größten Stils!

[36]) Böttcher, ebenda.

„Sozialismus" herbeiführen. Denn mit dieser Ausweitung geht einher „naturnotwendig", kraft einer vermeintlichen inneren Notwendigkeit im Geschehen, die Vernichtung seiner eigenen Macht, das „vollzieht sich durch das Spiel der immanenten Gesetze der kapitalistischen Produktion selbst, durch die Konzentration der Kapitalien[37]). Je ein Kapitalist schlägt viele tot. Hand in Hand mit dieser Konzentration oder der Enteignung vieler Kapitalisten durch wenige entwickelt sich die kooperative Form des Arbeitsprozesses auf stets wachsender Stufenleiter, die bewußte technische Anwendung der Wissenschaft, die planmäßig gemeinsame Ausbeutung der Erde, die Verwandlung der Arbeitsmittel in nur gemeinsam verwendbare Arbeitsmittel, und die Oekonomisierung aller Produktionsmittel durch ihren Gebrauch als gemeinsame Produktionsmittel verbundener gesellschaftlicher Arbeit. Mit der beständig abnehmenden Zahl der Kapitalmagnaten, welche alle Vorteile dieses Umwandlungsprozesses usurpieren und monopolisieren, wächst die Masse des Elends, des Drucks, der Knechtung, der Erniedrigung, der Ausbeutung, aber auch die Empörung der stets anschwellenden und durch den Mechanismus des kapitalistischen Produktionsprozesses selbst geschulten, vereinten und organisierten Arbeiterklasse. Das Kapitalmonopol wird zur Fessel der Produktionsweise, die mit und unter ihm aufgeblüht ist. Die Konzentration der Produktionsmittel und die Vergesellschaftung der Arbeit erreichen einen Punkt, wo sie unverträglich werden mit ihrer kapitalistischen Hülle. Sie wird gesprengt. Die Stunde des kapitalistischen Privateigentums schlägt. Die Expropriateure werden expropriiert"[38]). Der Kapitalismus also Wegbereiter für den Sozialismus, und Sozialismus nicht organisatorische „Aufgabe", kein Postulat, sondern unentrinnbare Notwendigkeit! Nach Fourier und Blanc, Owen und Proudhon wie Lassalle muß der Sozialismus kom-

[37]) Prophetische Worte zu einer Zeit, wo von Konzentration noch gar nichts zu spüren war!

[38]) Karl Marx, Das Kapital, 1. Buch, Kiepenheuer-Verlag, Berlin 1932, S. 706.

men, weil er ethisch notwendig ist, nach Marx muß er kommen, kraft der Dialektik im Geschehen, ganz gleichgültig, ob die Menschen das glauben oder nicht, ob sie sich dessen bewußt sind oder nicht, weil infolge der Entwicklung der Produktionskräfte alles auf diese Gesellschaftsordnung hindränge. Hier haben wir einen geradezu bestechenden Gedanken des Marxismus. Er nennt sich ja so gern auf Grund dieser, seiner „theoretischen" Haltung „wissenschaftlicher Sozialismus"!

Darin — in diesem Hineinbauen der aus Hegel herausgewachsenen Dialektik in den Sozialismus, übertragen auf das Materielle, lag die ungeheure, wenn man will, taktische Ueberlegenheit der Marxschen Formulierung, die in ihrer Wirkung noch erhöht wurde mit dem Aufkommen der Kartellentwicklung. Marx konnte auf das Wirken dieses vermeintlichen „Naturgesetzes" warten, „auf dieses angeblich harte Muß im Gang der Dinge" (Gottl). Er brauchte nicht mit sozialen Projekten zu operieren, mit Konstruktionen einer besseren, idealeren zukünftigen Organisation als die kapitalistische. Ein Lassalle, Owen, Blanc, Fourier, Proudhon etc. — sie alle glaubten, daß nach Beseitigung des Privateigentums an den Produktionsmitteln sofort die idealen Motive[39]) hervortreten würden.

Solches Suchen nach neuen Konstruktionen verwarf Marx stets scharf als reaktionär, heißt bei ihm: „Verwechslung der Zukunft mit der Vergangenheit". „Wir brauchen die Produktionsformen der Zukunft nicht von Träumern erdenken zu lassen", ruft er einmal aus. Hervorleuchtet letztlich doch helle Bewunderung und Begeisterung für dieses Ungeheuer: Kapitalismus!

Welche Wirtschaftsform könnte etwas Aehnliches hinsichtlich der Lösung des Produktionsproblems leisten, wie dieser Kapitalismus!

---

[39]) Lenin jedoch warnte stets vor dieser Utopie. Er war darin kein Phantast; er wußte genau, daß das Ende solchen „Idealismus" ein antriebsloses Produktionsmonopol sein mußte.

Und letzlich gibt es für Marx, wenn man seine politische Theorie unberücksichtigt läßt, die ihn dazu zwingt, es nicht zuzugeben, um nicht die Logik des Systems zu erschüttern, nur einen Fehler der kapitalistischen Wirtschaftsordnung: es liegt nicht an der freien Entfaltung der Kapazität letzlich, sondern am Verteilungsmechanismus [40]) und Anpassungsmechanismus, um das Technisch-Oekonomische mit dem Politisch-Erwünschten besser in Einklang zu bringen.

In dieser sozialen Entwicklungstheorie Marxens steckt nun aber auch zugleich der bis heut bedeutendste Versuch, die Volkswirtschaft als einen dynamischen Prozeß zu begreifen.

Hier zeigt sich, daß Marx „Einsichten in das Wesen dieser Wirtschaftsordnung", in die innere Bewegung der volkswirtschaftlichen Vorgänge, in ihre „Interdependenz", „erlangte und vermittelte, wie kaum ein zweiter" [41]).

Hätte Marx mit der Uebernahme der Hegelschen Dialektik in dieser Methode und in dem Aufbau dieser infernalischen Weltanschauung allein das Wesentliche gesehen, „so wäre er ein armer Schächer, nicht wert, ernst genommen zu werden" [42]). Gleiches gilt von seinem Grundprinzip, dem „Arbeitswert"prinzip. Aber das berührt nicht den Kern seiner Lehre, nicht das Wesen der Sache. Unter dem allen liegt gründliche theoretische Analyse, der erste und gewaltigste Versuch, das Kapitalismusphänomen zu schildern, liegt aber auch zugleich glühende Begeisterung und Bewunderung für diesen gigantischen Produktionsapparet: Kapitalismus!

---

[40]) Darin begegnet sich Marx mit den heutigen „Technokraten", welche auch in unserer Krise eine Verteilungskrise sehen, der technische Fortschritt mithin an sich kein Nachteil! Letztlich bleibt aber die „Technokratie" ihrer Zielsetzung nach eine Art unpolitischer Kommunismus, dessen größte Schwäche in der starren, unlebendigen Systematik besteht.

[41]) A. Meusel, a. a. O., S. 11.

[42]) J. Schumpeter, Epochen..., S. 81.

Von der Lehre Marxens sagt Lenin: „Sie ist allmächtig, weil sie richtig ist und weil er (Marx) auf Grund des exaktesten, gründlichsten und tiefsten Studiums der kapitalistischen Gesellschaft und ihrer Entwicklungsgesetze eine Beweisbarkeit aufstellte der Unvermeidbarkeit der Entwicklung des Kapitalismus zum Sozialismus und damit gerade auf jene Fragen Antwort gab, die von den vorgeschrittensten Denkern der Menschheit gestellt worden waren“[42a]), Fragen, von denen wir heute noch leben, wie Sombart sagt. So ist ja nun die Sache nicht. Nein — sie ist in gewissem Sinn bedeutend, weil ein Teil dieser Lehre, sofern man die Politik ausschaltet, die bedeutendste kritische Analyse der heutigen Wirtschaftsordnung, die exakteste, gründlichste, bis heute unerreichte Schilderung dieses Phänomens „Kapitalismus“ darstellt, so gewaltig und großartig, daß vielleicht bis heute noch keiner sein Wesen so gezeichnet hat, wie Karl Marx. Dazu verhalf dem Juden Marx sicherlich sein ungemein scharfer, sezierender Intellekt. (Auf das Spitzfindige, Rabulistische, Talumdische bei Marx hatten wir oben hingewiesen.) „Für die Wissenschaft hat Marx den Kapitalismus entdeckt“ (Sombart).

Im Grunde genommen ist ja die gesamte Wirtschaftsgeschichte nichts anderes als die wechselvolle Geschichte des Kampfes, den die Menschen um die Verbesserung ihrer Versorgung führen. Entsprechend den Mitteln, denen diese Verbesserung verdankt wird, ist es eine Geschichte fortschreitender Vervollkommnung der Werkzeuge und des Produktionsapparates (der Reproduktion des Realkapitals als dem wichtigsten Teil des Fortschrittes) auf der einen Seite, eine Geschichte stetig wachsender Arbeitsteilung auf der anderen, und nach beiden Richtungen hin sind in den letzten 100 Jahren größere Erfolge errungen worden als in allen voraufgehenden Jahrtausenden der menschlichen Geschichte.

In der Schilderung dieser Dynamik, der Akkumula-

[42a]) Lenins eigene Formulierung. Vgl. W. I. Lenin: Karl Marx, Kleine Leninbibliothek, Bd. 1, Wien-Berlin 1931, S. 56 u. 57.

tions- und Reproduktionstheorie der Kapitalbildung (des festen und beweglichen Realkapitals und flüssigen Erwerbskapitals), ihrer Wirkung auf das Wirtschaftsleben, ist Marx der große Denker, der geniale Analytiker. In der Analyse und Durchleuchtung des Aufbaues und Ausbaues des Produktionsapparates als des wichtigsten Faktors des Fortschrittes, wie er ihn meisterhaft zeichnet im 2. und 3. Band des „Kapitals", ist er genial, noch heute nicht überholt in seinen Beobachtungen, hier mutet er absolut nicht als „antiquiert" an. (Im übrigen wird hier eine Frage berührt, die bisher in der Theorie stiefmütterlich behandelt worden ist, und die vielleicht eine gesonderte Untersuchung lohnen würde.

Da, wo er schildert, ist nichts von Vorurteilen, vorgefaßten Meinungen, von einer Substantiierung von Begriffen, von einem Wertbeweis zu spüren, einem Beweis, den er dazu braucht, die kapitalistische Ausbeutung abstrakt zu beweisen, um der „Arbeiterschaft", dem Proletariat, dem „Sozialismus", zum Siege zu verhelfen. Durch diesen Wertbeweis hat Marx, man kann es nicht besser ausdrücken, als es E. Salin[43]) getan hat, der „manuellen Betätigung des Industriearbeiters ein falsches Schöpferbewußtsein verliehen", sodaß von nun an sich eine Arbeitskultur eigener Art herausgebildet hat im marxistischen Arbeitsdenken [44]), jene irrige, „vom Licht der Unvergänglichkeit umstrahlte", atavistisch-illusionistische Vorstellung von der Nur-„Produktivität der Arbeit". Kein Wunder, daß sich der marxistisch gesinnte Arbeiter als Märtyrer (siehe Rußland) einer Bewegung, einer Kultur, fühlte, die die ganze Welt angeht. Welche Stellung im Aufbau der heutigen Gesellschaft das

---

[43]) E. Salin, Geschichte der Volkswirtschaftslehre, Berlin 1923.

[44]) Die beste Formulierung stammt wohl von Franz Mehring: „Die unbezahlte Arbeit des Arbeiters erhält alle nicht arbeitenden Mitglieder der Gesellschaft, aus ihr werden die Grundrente der Grundbesitzer, die Profite der Kapitalisten ... bestritten; auf ihr beruht der ganze gesellschaftliche Zustand, in dem wir leben." Geschichte der deutschen Sozialdemokratie, II. Bd., S. 217. Stuttgart 1898. J. H. W. Dietz.

gestaltende Wirken des Unternehmers als solches einnimmt, wurde bei solcher klassenkämpferisch-gesinnungsmäßigen Einstellung absichtlich übersehen.

Was für eine primitive und furchtbare Art, so Sozialismus zu treiben! Einen Sinn der Arbeit an und für sich gibt es dann nicht, „Arbeit" als notwendiger Dienst an einer Gesamtheit, als Erlebnis einer wirklichen Volksgemeinschaft, als tätiges Bekenntnis zu einem wahren nationalen Sozialismus, frei von dem zehrenden Gifte eines Klassenhasses und Klassenkampfes — es gibt auch einen Klassenkampf von oben, wir haben ihn gehabt und das zu einer Zeit, wo alles hätte getan werden müssen, die sozialen Spannungen aufzufangen und zu überwinden, wo aber statt dessen ödeste, hemmungsloseste, platteste Erfolggier, ein Hohn auf die Idee wahrer, sozialer Verantwortung und der Treue im Dienst an der Gemeinschaft, zum Prinzip erhoben wurde — zu einem Sozialismus, der, nicht weniger ernst gemeint, nicht in der Wirtschaft herumzuexperimentieren versucht, um lebensfremden Theorien ein Scheinleben zu ermöglichen, zu einem Sozialismus, der keine „Wirtschaftsform", keine Magenfrage, sondern letztlich eine Seelenfrage ist, zu einem Sozialismus, welcher sich gründet auf das Ethos, zu einem „Sozialismus der reinen, tatfrohen Gesinnung" (Gottl). Und das nicht als Lippen-, sondern als Herzensbekenntnis. Denn es geht da schließlich um die Existenz von Millionen, und nicht zuletzt, mit einem klingenden Wort ausgedrückt, um die von der Not fast vergiftete Seele des Arbeiters. (Hier hat der Nationalsozialismus Leistungen von geschichtlicher Größe vollbracht.) Ist doch „diese Arbeiterklasse heute nicht mehr wie das antike Proletariat, nur ein überflüssiger Appendix, sondern ein lebenswichtiges Hauptorgan der modernen Gemeinschaft" [45]), ein gleichberechtigtes, nicht zweitwertiges Organ der Volksgemeinschaft, nicht nur Objekt, das es trotz aller

[45]) E. Günther, Sozialpolitik in „Die Handelshochschule", Bd. II, Kap. VII, S. 1219.

Sozialpolitik geblieben war, sondern Subjekt und Mitträger der Volkswirtschaft.

Da aber, wo Marx nichts zu beweisen sucht, wo er nur schildert, dort ist Marx zu der Wahrheit durchgedrungen, daß Nationalökonomie etwas ganz anderes sein müsse als Mythologie! Darum ist die wissenschaftliche Leistung von Karl Marx sehr ungleichartig. Ein Mangel an intellektueller Folgerichtigkeit eines Gelehrten, so darf man es wohl ausdrücken. Man kann nicht beides zugleich sein: Denker und Politiker.

Gerade diese politische Theorie Marxens ist es aber, die ihren gewaltigen Einfluß bis heute mehr oder minder beibehalten hat, ein „windiges Gedankenkunststück", für die Anhänger des Marxismus der Weisheit letzter Schluß, ein Evangelium, „daher auch das „Kapital" zur Teufelsbibel breitester Massen werden konnte" (Gottl), ein Evangelium, darum sicherer, als daß es wissenschaftliche Kritik zerstören könnte, „in einem riesigen Staate des Ostens befohlene Erkenntnis" (Gottl). Diese Lehre wirkt wirtschaftszerstörend, staatszerstörend und volkszerstörend, sie „würde als Grundlage des Universums zum Ende jeder gedanklich für Menschen faßlichen Ordnung führen" (A. Hitler, in „Mein Kampf", II. Kapitel).

Sie ist gefährliche Wirklichkeit — in welcher Gefahr Deutschland schwebte, haben wir alle erlebt, wissen aber auch, daß das deutsche Volk die heilige Mission hat, sich für Europa zu erhalten, weil es das letzte Bollwerk ist gegen den asiatischen Bolschewismus —, und gerade diese Gefahr gilt es zu beschwören, wahnhafte auf zweifelhafter Logik basierende Ansichten, die von unheilvollsten Folgen für das ökonomische Geschehen begleitet sein können, bloßzustellen und vom Standpunkt der Logik zu erschüttern [46]).

[46]) Vgl. v. Gottl, Der Mythus der Planwirtschaft, Jena 1932, Vorwort.

Jawohl, für die Vernichtung dieser Art Sozialismus muß jeder eintreten — mit Kopf und Herz, in Schrift und Wort, und wenn es notwendig ist mit Leib' und Leben —, der weiß, worum es da letztlich geht. Es geht um nichts Geringeres als die von allen Seiten bedrohte Substanz unserer völkischen Lebenskraft über die nächsten Jahrzehnte hinüberzuretten. Nichts Wichtigeres im Leben und Denken unseres Volkes als dieses kann es jetzt geben.

„O heilig Herz der Völker, o Vaterland!"

Vaterland, Volksgemeinschaft — das bedeutet so etwas— wie Verpflichtung, Verpflichtung gegenüber denen, die nach uns kommen. Ob sie uns segnen oder fluchen, das steht bei uns.

Gottlob: der Marxismus in Deutschland ist tot, etwas bleibt lebendig von ihm — die große Mahnung:

Du sollst nicht ausbeuten!

§ 17. **Marx' Erklärung des Tausches.**

Es war für Marx eine ausgemachte Sache, daß es für die Gesellschaftsforschung von großer Wichtigkeit sei, nicht nur die qualitativen Veränderungen in der Entwicklung zu untersuchen. Es gibt Verhältnisse innerhalb des ökonomischen Lebens, die „ewige Naturnotwendigkeiten" sind, und demnach gleich sind unter allen Gesellschaftsverhältnissen. Die Menschen sind stets gezwungen zu arbeiten, um ihre elementaren Bedürfnisse zu befriedigen, und da dies Arbeiten in der Form der Arbeitsteilung vor sich geht, sind sie auch gezwungen, untereinander zu tauschen. Eine Analyse der mit dem Tausch zusammenhängenden Probleme führt indes mit logischem Zwang zu einem Studium der ökonomischen Gleichgewichtslage. Das hat Marx eingesehen. Er begriff, daß das Verhältnis, daß die Menschen und damit die Gesellschaft kontinuierlich umgewandelt werden, nicht bedeutet, daß der ökonomische Gleichgewichtszustand undenkbar wäre. Sowohl in der früheren Arbeit „Zur Kritik der politischen Oekonomie" wie im „Kapital" stellt er dar, daß das Auf-

fallende und Bemerkenswerte an jedem nützlichen Ding, sobald es sich in die Warenform kleidet, das ist, daß es teils einen subjektiven, den Gebrauchswert, teils objektiven, den Tauschwert, hat. Diesem Verhältnis mißt Marx die allergrößte Bedeutung bei. Der Doppelcharakter der Ware als Gebrauchs- und Tauschwert ist „der Springpunkt, um den sich das Verständnis der politischen Oekonomie dreht“[47]). Es ist deshalb von Wichtigkeit, diese Distinktion im Auge zu behalten, wenn man die Marx'sche Wertlehre erklären will. Vergißt man diesen Ausgangspunkt, so verliert man bald den Kontakt mit seinen wirklichen Ansichten in den Kernpunkten.

Die subjektive Seite des Wertes kommt nun nach Marx nicht im Tausch zum Ausdruck; natürlich liegt dem Tausch der Gebrauchswert, d. h. die Eigenschaft eines Dinges, ein menschliches Bedürfnis irgend einer Art zu befriedigen, zu Grunde, das ist selbstverständlich, damit überhaupt Tausch zustandekommt. Jedoch wird der Tausch nicht näher vom Gebrauchswert oder Nutzen bestimmt. Wenn Tausch zwischen Individuen zustandekommt, so sind deren subjektive Wertschätzungen von indirekter Bedeutung für die Warenwerte. Das macht Marx anschaulich klar im „Kapital“. Er sagt dort vom Warenbesitzer: „Seine Ware hat für ihn keinen unmittelbaren Gebrauchswert. Sonst führte er sie nicht zu Markt. Sie hat Gebrauchswert für andere; für ihn hat sie unmittelbar nur Gebrauchswert, Träger von Tauschwert und so Tauschmittel zu sein“ . ..[48]). „Alle Waren sind Nicht-Gebrauchswerte für ihre Besitzer, Gebrauchswerte für ihre Nicht-Besitzer. Sie müssen also allseitig die Hände wechseln“[49]). Daß meine eigene Ware

---

[47]) K. Marx, Das Kapital, Bd. I, Berlin 1932, Verlag Kiepenheuer, S. 55.

[48]) K. Marx, Das Kapital, Bd. I, Berlin 1932, Verlag Kiepenheuer, S. 96.

[49]) K. Marx, Das Kapital, Bd. I, Berlin 1932, Verlag Kiepenheuer, S. 97.

Tauschwert habe, beruht darauf, daß es andere Personen gibt, für die meine Ware Gebrauchswert oder Nutzen hat. Aber da der Gebrauchswert einer Ware offenbar nicht in der Ware selbst gemessen werden kann, muß eine andere Ware als deren Wertform dienen. Dabei entsteht ein quantitatives Verhältnis zwischen Dingen, das sich im Tauschwert manifestiert. Der Tauschwert der Ware A wird also in Einheiten von B ausgedrückt. Nun ist indes A auch ein Gebrauchswert. Dieselbe Ware ist also sowohl ein Gebrauchswert wie eine Wertform für eine andere Ware. Der Doppelcharakter der Ware zeigt sich hier. Ist der Tausch triangulär, d. h. umfaßt er mehr als zwei Waren, so erhält jede Ware mehr als einen objektiven Wertausdruck. „Die Anzahl ihrer möglichen Wertausdrücke ist nur beschränkt durch die Anzahl von ihr verschiedener Warenarten“[50]). Auf diese Art werden alle die verschiedenen Warenwerte miteinander verbunden. Der Warenwert der Ware A wird demnach ausgedrückt in B, C, D, etc. B's Warenwert in A, C, D, etc. Der gesellschaftliche Tauschprozeß erhält eine innere Einheitlichkeit, obgleich die einzelnen am Tausch teilnehmenden Individuen unberührt voneinander handeln.

Der Tauschprozeß ist nun teilweise bedingt dadurch, daß die Produktion in der Form der Arbeitsteilung vor sich geht. Jeder Produzent arbeitet für sich, aber „der Komplex dieser Privatarbeiten bildet die gesellschaftliche Gesamtarbeit“ [51]). Der Kontakt zwischen den Produzenten wird durch den Tausch aufrechterhalten, dessen gesellschaftliche Funktion dadurch zum Ausdruck kommt. In der individualistischen Produktion arbeitet jeder für andere. Die Ware, die der einzelne produziert, dient als ein Tauschmittel für den Erwerb von Gebrauchswerten. Das ist auch das Einzige, das ihn praktisch interessiert, aber das Bemerkenswerte dabei ist, daß er durch das gesellschaftliche Verhältnis, das er

---

[50]) K. Marx, Das Kapital, Bd. I, S. 75 (Kiepenheuer).
[51]) K. Marx, Das Kapital, Bd. I, S. 85 (Kiepenheuer).

nicht beeinflussen kann, gezwungen wird, im Interesse der Gesellschaft zu arbeiten. Es ist eine List der Vernunft, die den einzelnen bisweilen leitet, Maßregeln und Anstalten zu treffen, die im Widerspruch stehen mit seinem eigenen Interesse, aber der Gesellschaft zum Vorteil gereichen. Es gibt mit anderen Worten eine Macht, die die einzelnen Austauschverhältnisse reguliert, als ein „regelndes Naturgesetz", „wie etwa das Gesetz der Schwere, wenn einem das Haus über den Kopf zusammenpurzelt" [52]). Die einzelnen werden kontrolliert, anstelle, daß sie selbst kontrollieren. Die Macht, die überall eingreift und die Produktion und Tauschverhältnisse dem Gesellschaftsbedarf anpaßt, ist der Tauschwert oder Preis. Dessen fundamentale Aufgabe, Schaffung einer Gleichgewichtslage, hatte Marx eingesehen.

§ 18. **Marxens Kostenauffassung.**

Der Faktor, der die entscheidende Rolle beim Tausch spielt, sind die Produktionskosten. Marx' Darstellung hat hier Anlaß zu vielen Mißverständnissen gegeben[53]). Man hat einen Gegensatz zwischen seinen Vorstellungen im 1. Bande und denen im 3. Band des „Kapitals" konstruieren wollen. Von einem solchen Gegensatz indes kann man nicht sprechen. Es gibt nämlich 2 getrennte Kostenbegriffe, mit denen Marx in den beiden Fällen operiert. Im 3. Bande gibt er eine Analyse von den Kosten des einzelnen Produzenten.

In die individuellen Kosten, die die Grenze für die Wirksamkeit des einzelnen Produzenten ziehen und deren Umfang in den verschiedenen Produktionszweigen bestimmen, gehen nun nach Marx teils konstantes, d. h. Naturmaterial, Maschinen etc., und teils variables Kapital, d. h. Arbeitskraft, ein. Nennen wir das Kapital C und das variable V, so sind die Kosten des einzelnen Kapitalisten C + V. Diese Kostensumme

[52]) K. Marx, Das Kapital, Bd. I, S. 87 (Kiepenheuer).

[53]) Böhm-Bawerk, Geschichte und Kritik der Kapitalzinstheorien, Innsbruck 1914.

bezeichnet Marx als „Kostpreis" (Kapital, Teil III, S. 2, Hamburg, O. Meissner, 1894). Es ist nun klar, daß der einzelne Unternehmer mit der Zeit nicht Produkte herstellen kann, zu einem Preis, der den „Kostpreis" übersteigt. Denn unter solchen Umständen liegt es in der Tendenz der freien Konkurrenz den Unterschied auszugleichen insofern, als mehrere Produktivkräfte sich den lohnenden Produktionszweigen zuwenden. Die Produzenten können aber auf die Dauer auch nicht produzieren zu einem Preis, der unter dem „Kostpreis" liegt. Die Produktion würde dann mit Verlust arbeiten, was früher oder später eine Uebersiedlung von Produktionskräften zu anderen Produktionsgebieten bedeuten würde. Mit einem Wort: Der „Kostpreis" erfüllt auf dem Gebiet der Produktion dieselbe Funktion, wie der Tauschwert bei der Verteilung der fertigen Waren.

§ 19. **Marx' Wertlehre.**

Wie stimmen die soeben gegebenen Vorstellungen Marxens von der Tausch- und Preislehre mit seinem bekannten Satz zusammen, daß die Arbeit den Tauschwert bestimmt? Gehen wir etwas zurück, zu der Frage, wie Marx die Stellung des Individuums in der Gesellschaft auffaßt. Fur ihn ist der Mensch niemals isoliert, er ist ein Gesellschaftswesen. Gesellschaft und Individuum sind gleichbedeutende Begriffe. Diese Auffassung verbietet ihm, wie es in der individualistischen Tauschtheorie geschieht, das isolierte Individuum das Prinzip für den Wert angeben zu lassen. Die Gesellschaft als eine Einheit genommen, bestimmt den Tauschwert. Da die Individuen nur als Glieder in ein zusammenwirkendes Ganzes eingehen, so sind sie dem Ganzen untergeordnet und ihre Austauschverhältnisse unter sich werden von dem Bedarf des Ganzen bestimmt. Marx vermeinte nun, daß der Tauschwert das Instrument sei, durch das die ökonomische Wirksamkeit der Individuen unabhängig von ihren Wünschen reguliert werde. Er läßt daher den Tauschwert zuerst sich bestimmen durch Uebereinstimmung mit dem Gesellschaftsbedarf. Sobald dies

geschehen ist, können die Individuen unter sich nach dem Gebrauchswert austauschen. „Es wird offenbar", sagt Marx, „daß nicht der Austausch die Wertgröße der Ware, sondern umgekehrt die Wertgröße der Ware ihre Austauschverhältnisse regelt"[54]). Der Gebrauchswert der Waren dagegen besteht in den qualitativen Verhältnissen, die verwirklicht werden erst in der Konsumtion, in der individuell vor sich gehenden Konsumtion. Aber die auf die Lehre vom Proletariat basierte soziale Entwicklungslehre Marxens machte es ihm unmöglich, das „ökonomische Bewegungsgesetz" auf die Individuen zu verlegen, auf die Bedürfnisbefriedigung des Individuums, die Konsumtion. Die Triebkraft der Entwicklung erhält in dem Bedarf der Gesellschaft Boden und findet in der Produktion ihre Verwirklichung[55]). Und draußen, in der ungeheuren Warenansammlung der kapitalistischen Gesellschaft ist es möglich, quantitative ökonomische Maße an die Waren anzulegen. Und dies Maß ist der Tauschwert, der ein quantitatives Verhältnis zwischen verschiedenen Waren bedeutet. Ist dieses Verhältnis gut festgelegt, so sind ja damit auch die Proportionen bestimmt, in denen die Gebrauchswerte zwischen den Individuen ausgetauscht werden. Diese müssen ihre Austauschverhältnisse dem von der Gesellschaftseinheit bestimmten Tauschwert anpassen. Marx' Gedankengang in der hier berührten Beziehung wäre vielleicht leichter zu folgen, wenn seine Auffassung vom Tauschwert mit seiner Erörterung über den Unterschied zwischen dem „Kostenpreis" und dem „Warenwert" im III. Bande des Kapitals zusammengestellt würde. Wie oben angeführt, sind die Kosten des einzelnen Produzenten = C plus V. Diese Ko-

[54]) K. Marx, Das Kapital, Bd. I, S. 76 (Kiepenheuer).

[55]) In concreto ist der Bedarf gar nicht das Primäre, sondern die Produktion lockt meist den Bedarf erst hervor; daraus wieder resultiert die Unmöglichkeit einer Regulierung der Produktion. Aber jede sozialistische Abstraktion geht stets vom Bedarf als dem Primären aus! Hierin liegt ein fundamentaler Unterschied zwischen Marx und Ricardo!

sten sind indes kein Ausdruck für den wirklichen Warenwert, sondern nur etwas Zufälliges, bedingt durch die besonderen Verhältnisse, in denen die kapitalistische Produktion vor sich geht. Der wirkliche Wert W kommt nicht direkt zur Erscheinung in der Preisbildung. In W geht nämlich außer den vorher genannten Kostenelementen auch der sogenannte Mehrwert ein. W ist also gleich mit C plus V plus M. In der kapitalistischen Produktion produziert nämlich der Arbeiter nicht nur sein eigenes Aequivalent, den Lohn, sondern daneben ein Plus, das dadurch zustandekommt, daß er über die Zeit, die für die Produktion der Aequivalenz draufgeht, arbeitet. Dies Plus wird vom Arbeitgeber nicht bezahlt. Der „Kostenpreis" ist deswegen niedriger als W. Bezeichne ich C plus V als K, so ist K = W minus M. Der Kostenbegriff K und der Begriff W sind also besondere Größen, die auf verschiedene Art bestimmt werden. „Die kapitalistische Kost der Waare mißt sich an der Ausgabe in Kapital (C plus V), die wirkliche Kost der Waare an der Ausgabe in Arbeit" [56]).

Wir sind nun zu der für unsere Untersuchung entscheidenden Stelle im Marxschen Gedankenbau gekommen, wo er seine gesellschaftlichen Theorien mit den nationalökonomischen vermengt. Das Glied, das die Vereinigung darstellt, ist die Arbeit, die Arbeit gleichsam als Beitrag des Proletariats zur Produktion, und Arbeit als die für den Tauschwert entscheidende Substanz. Nirgends besitzt das Marxsche theoretische System ein so bestrickendes Aussehen von wissenschaftlicher Gesetzmäßigkeit wie hier. Der wissenschaftliche Wert von Marx' Arbeitswerttheorie soll nicht schon hier beleuchtet werden. Vorher haben wir uns weiterhin mit Marx' Gedanken über Arbeit und Wert zu beschäftigen.

Bei Marx geht es, wie Tugan-Baranowsky bemerkt, um die Frage von den absoluten Kosten [57]).

[56]) Das Kapital, Bd. III, S. 2, Hamburg, Otto Meissner, 1894.

[57]) Tugan-Baranowsky, Theoretische Grundlagen des Marxismus, Leipzig 1905, S. 136.

Die Gesellschaft in ihrer Ganzheit bestimmt den Wert. Was die Waren den in der Gesellschaft zusammenwirkenden Individuen überhaupt gekostet haben, ist das Entscheidende. Es sind auch die Kosten, die der einzelne unter das gemeinsame Gesellschaftsinteresse untergeordnete Käufer bezahlen muß, wenn er die Ware erwerben will. Was ist nun die gemeinsame gesellschaftliche Einheit in den Waren? Aus welchen Gründen können wir 2 Waren gleichstellen? Deren Aequivalenz kann nicht, so wie Marx die Sache sieht, auf den im konkreten Leben unendlich differenzierten Gebrauchswerten oder den verschiedenen Kosten beruhen, die der einzelne Produzent in der Produktion bestreiten muß.

Im Gegenteil, von diesen Faktoren müssen wir nach Marx hier stets absehen. Die gemeinsame Einheit kann da keine andere sein, als die gesellschaftliche Arbeit überhaupt, abstrakt-menschliche Arbeit. Das Maß für diese Arbeit ist die gesellschaftlich-notwendige Arbeitszeit. (Ein mechanistisch-quantitatives Dogma!) Wert also hier ein Materielles, ein Ding, eine Substanz.

Marxens Wertlehre bedeutet einen Rückschritt gegenüber Ricardos Tauschwertlehre, gegenüber dem Ricardoschen Grenzbegriff, der als maßgebend ansah die individuellen Produktionskosten der Güter, die unter den ungünstigsten Verhältnissen hergestellt werden, d. h. unter den ungünstigsten Umständen, unter denen die Produktion in Anbetracht der erforderlichen Ertragsmenge noch fortgeführt werden muß (vgl. das 2. Kapitel von Ricardos „Principles"), so daß jede Verbesserung (individuelle Abweichung) der Produktionsbedingungen als das Wesentliche im ökonomischen Geschehen angesehen wurde.

Marx führt statt dessen den vagen Begriff der Durchschnittskosten, die gesellschaftlich-notwendige Arbeitszeit, ein, die sich bestimmt durch die vorhandenen gesellschaftlich normalen Produktionsbedingungen und durch den Durchschnittsgrad an Geschicklichkeit und Intensität der Ar-

beit. Also verzichtet Marx, weil ihn die Logik seines Systems, seine politische Theorie, dazu zwingt, auf den von Ricardo gemachten Fortschritt. In diesem Marxschen Wertbegriff[58]) drückt sich aus, daß jede Abweichung etwas Hinfälliges, ein Fehler ist. Von diesem ausschließlich bestimmenden Prinzip aus sucht Marx zu einer Erklärung des ökonomischen Geschehens vorzustoßen. Er macht sich einer Verdinglichung eines Begriffes schuldig und baut darauf eine ganze Lehre auf.

Nachdem Marx auf die oben angegebene Weise festgestellt hat, wie die Gesellschaft den Tauschwert bestimmt, muß er eine Erklärung abgeben, wie das gemeinsame Arbeitsresultat auf die Individuen verteilt wird. Diese können ja nicht nur Produktionsmittel sein, sie müssen ja auch deren Zweck sein. Die Rolle, die Marx (bei der Erklärung des Tausches) dem Nutzen zuteilt, ist oben geschildert. Der Gebrauchswert ist „ein Attribut des Menschen", oder anders gesehen, „die Eigenschaft eines Dinges ein menschliches Bedürfnis zu befriedigen". Der Tauschwert dagegen ist nach Marx eine Eigenschaft der Dinge, nicht im soeben angegebenen Sinne, sondern hat die Eigenschaft, eine Auskristallisierung von menschlicher Arbeit zu sein. Im Gebrauchswert kommen die subjektiven Abschätzungen der tauschenden Individuen, ihre Tauschwünsche, zum Ausdruck, im Tauschwert objektivieren sich die Warenproduktionskosten der Gesellschaftseinheit. Wie können nun diese beiden Grundelemente zusammengebracht werden?

---

[58]) Welches Gegenstück zu Marxens Dynamik! In der Theorie des „relativen Mehrwerts" darf der Güterwert aus Produktionsverbesserungen, bedingt durch das „Kapital" erfolgen, besser durch das schöpferisch gestaltende Wirken, das sich grundsätzlich einem Zeitmaß, einem Umsatz in Maschinenleistung entzieht, seiner Mechanisierung spottet. (Vgl. dazu die glänzende Analyse der hier zugrundeliegenden Problematik bei F. v. Gottl-Ottilienfeld in „Fordismus" und vom „Sinn der Rationalisierung".)

Die Tauschwerte oder Preise sind ja nach Marx in den für die Warenproduktion erforderlichen Arbeitsmengen gegeben. Was ist unter diesen Voraussetzungen das Kriterium für die Deckung des Gesellschaftsbedarfes? — Die Tauschwerte sind, wie oft hervorgehoben, ein quantitatives Verhältnis der Dinge, der Waren. Aber hinter diesen Verhältnissen stecken die zusammenwirkenden Menschen. Nur, wenn wir die sozialen Abhängigkeitsverhältnisse, unter denen die Waren produziert werden, in der gesellschaftlichen Zusammenarbeit zwischen den Individuen beobachten, können wir das Tauschverhältnis zwischen den Waren begreifen. „Es ist nur das bestimmte, gesellschaftliche Verhältnis selbst, das hier die phantasmagorische Form eines Verhältnisses von Dingen annimmt".

Am klarsten tritt das Abhängigkeitsverhältnis unter primitiven Gesellschaftsformen hervor, die nicht in demselben Grade, wie in der modernen Gesellschaft, sich auf Arbeitsteilung und Tausch aufbauen. Des leibeigenen Bauern Naturallieferungen an den Feudalherrn geben uns einen Aufschluß von der Art der sozialen Gebundenheit, unter denen die Produktion damals betrieben wurde. In der komplizierten Gesellschaft der Neuzeit finden sich analoge Bande, aber diese verbergen sich in Warenformen und werden deswegen leicht übersehen. Die Produktionsverhältnisse beruhen letzthin stets auf reellen sozialen Machtfaktoren, und diese bestimmen dann auch die Austauschverhältnisse. Juristisch werden diese sozialen Machtverhältnisse sanktioniert durch das Eigentumsrecht, das kein ewiges Naturrecht darstellt im physiokratischen Sinne, sondern das im Lauf der Zeit wechselt. Das Entscheidende dabei ist, ob die sozialen Machtverhältnisse, für die ein gewisses Rechtsverhältnis ein Ausdruck ist, wirklich die Produktion für den Lebensbedarf der Gesellschaft fördern. So lange das der Fall ist, sind die Austauschverhältnisse richtig. Die Tauschwerte, die sich in den Produktionsverhältnissen objektivieren, bestimmen da auch auf eine adäquate Art und Weise, wie die in der Produktion Zusammenwirkenden

die Gebrauchswerte untereinander austauschen sollen. Das Maß für die Tauschwerte — die „gesellschaftlich-notwendige Arbeitszeit" — regelt die planmäßige Verteilung der Produktion auf die verschiedenen Arbeitsaufgaben. Gleichzeitig wird durch die Arbeitszeit der Anteil der Einzelnen am gemeinsamen Arbeitsresultat bestimmt. — Aus der vollzogenen Analyse des Tauschwertes, deren Resultat darin besteht, daß die Wertsubstanz abstrakt menschliche Arbeit ist, folgt nun, daß eine Aenderung der Arbeitsweise in der Gesellschaft eine Aenderung der Warenwerte mit sich führt. Es kommt indes oft vor, daß die Preisbildung in der Gesellschaft nicht in Uebereinstimmung mit den „wirklichen" Warenwerten vor sich geht. Dadurch wird die Verteilung der Gebrauchswerte auch fehlerhaft. So ist es beispielsweise der Fall in der kapitalistischen Gesellschaft, wo eine mangelnde Uebereinstimmung zwischen Wert und Preis dazu führt, daß Gruppen von Individuen des Gebrauchswertes beraubt werden, den sie in Wirklichkeit geschaffen. Damit unter solchen Umständen eine Korrektur eintritt, muß die Preisbildung und damit die Verteilung, den Warenwerten, den Tauschwerten, angepaßt werden.

§ 20. **Kritik der Marxschen Wertlehre.**

Die Marxsche Wertlehre baut auf der eigenartigen Voraussetzung auf, daß die Gesellschaft in ihrer Gesamtheit richtunggebend für die Bestimmung des Tauschwertes sei. Vermittels der Tauschwerte ist die Gesellschaftseinheit die alles regierende und dirigierende Macht, unter die die Individuen sich beugen müssen. Auf Grund dieser Anschauung vom Wertproblem erhielt Marx ein Verbindungsglied zwischen seiner sozialen Entwicklungslehre und seinen nationalökonomischen Theorien.

Es galt ja in der Entwicklungslehre „wissenschaftlich" zu beweisen, daß die Gesellschaftsentwicklung mit Notwendigkeit zu einer Befreiung der unterdrückten Klasse führe. In der Wertlehre galt es zu beweisen, daß das

in der kapitalistischen Gesellschaft geltende Preisbildungs- und Verteilungssystem nicht ein adäquater Ausdruck für die „wirkliche" Wertbildung in der Gesellschaft sei. Die Produktionsordnung entspricht deswegen auch nicht dem Gesellschaftsbedarf. Marx' Analyse ist deswegen auch nicht dazu angetan, die Preiserscheinungen, so wie sie sind, zu erklären. Man sucht gerade umgekehrt zu beweisen, daß die Preiserscheinungen in der kapitalistischen nicht das sind, was sie im Hinblick auf das Proletariat sein sollten. Es dürfte ziemlich klar sein, daß die Werttheorie, so wie sie Marx entwickelt, ein lebhafter Ausdruck dafür ist, wie es sein sollte nach seinen subjektiven Rechtsvorstellungen und nicht eine Beschreibung davon ist, wie es wirklich ist. Hinsichtlich seiner Auffassung vom Tausch darf man wohl bemerken, daß er hier auf richtigem Wege war, obzwar er den Fehler beging, daß er nicht den Anweisungen der Denkgesetze folgte. Wir erinnern uns, daß Marx den Tausch auf den Nutzen basierte. Niemals indes fragte er sich, wie das Verhältnis, daß die Waren den Besitzer wechseln, auf ihren Nutzen einwirkt. Dieser Nutzen kann unmöglich derselbe nach dem Tausch wie vorher sein. Marx umging die Frage: Wann hört der Tausch auf, vorteilhaft zu sein? In der modernen Wertlehre wird das Phänomen bekanntlich so erklärt, daß die Grenznutzen nach dem Tauschakte sich wie die Preise verhalten. Dadurch werden die subjektiven Werte zusammengefügt, die Gebrauchswerte, mit den objektiven, den Tauschwerten. Aber Marx geht so zuwege, daß er das Individuum herauseliminiert und den Tauschwert von der Gesellschaftseinheit bestimmen läßt. Sobald dies geschehen ist, müssen die Gebrauchswerte den Tauschwerten angepaßt werden, d .h. die Tauschwerte bestimmen auch das, was getauscht wird.

§ 21. **Die teleologische Natur im Marxschen theoretischen System, seine normative Auffassung.**

Das Fundament des Marxschen Gedankengebäudes ist seine Proletariatstheorie. Diese gründet sich auf Beobachtungen der Gesellschaftsverhältnisse, die in West-Europa während einer bestimmten Entwicklungsperiode, der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, herrschend waren. Hierdurch hat räumlich und zeitlich gesehen, seine Lehre eine bestimmte Begrenzung erfahren. Ein höherer Grad von Allgemeingeltung ist ihr schon aus diesem Grunde versagt. Die Proletariatstheorie ist überdies ein charakteristischer Ausdruck für Marx' persönliche Art, die Wirklichkeit zu sehen. Seine Stellung als Gründer einer neuen politischen Lehre bringt es mit sich, daß seine Aufmerksamkeit auf eine höchst persönliche Art sich auf die ihn umgebende Wirklichkeit richtet. Es ist weder eine logisch zwingende Art, noch auf Empirie basierende Untersuchungen, die zu einer Proletariatstheorie führten. Im Hintergrunde des Bewußtseins liegt da bei Marx stets ein Wunsch, zu einem gewissen Resultat zu gelangen.

Dieses: nämlich die Wirklichkeit so zu sehen, wie er sie gern haben wollte, hat auch bewußt oder unbewußt, ihn dazu veranlaßt, seine Prämissen so zu wählen, daß die auf ihnen aufgebauten Konstruktionen mit seinen persönlichen Wünschen harmonierten. Das mußte zu gewissen logischen Konfliktenten führen, die nirgendswo deutlicher zum Ausdruck gelangen, als da, wo es Marx gilt, seine Entwicklungslehre mit seinen nationalökonomischen Theorien zu verbinden. Die soziale Entwicklungslehre ist vor allem dadurch charakterisiert, daß sie zeigt, daß die Entwicklung mit „Notwendigkeit" zu einer Emanzipation des Proletariats, der eigentumslosen Klasse, deren einzige Einkommensquelle die Arbeit ist, führt. Zwecks einer wissenschaftlichen Motivierung dieser Lehre, sieht sich Marx zu der Präsumtion veranlaßt, der einzige Wertbildungsfaktor in der Gesellschaft sei die „Arbeit", die Handarbeit, die bloß ausführende Leistung — ein unaufgelöste, irrige Vorstellungen ber-

gendes Schlagwort. Von dorther dann alles Gerede von einer „Produktivität der Arbeit", alles Gerede von einem „Mehrwert", dieser Lieblingstheorie Marxens. Er konnte nicht zugeben, dazu zwang ihn eben die Logik des Systems, daß das schöpferisch-gestaltende Wirken erst überhaupt „Handarbeit" möglich macht, sie steigender entbehrlich macht. Dies auch zur Beleuchtung des demagogischen Bildes vom faulenzenden, ausbeutenden Bourgeois! „Kapitalismus" — organisierter Raub und dergleichen.

Eine dumme und kindliche Einschätzung der Wirtschaftsführer! Diese Lehre von der Ausbeutung hat Mussolini gelegentlich einmal als „schlechte Literatur" bezeichnet. Ja, für Mussolini ist „der Erfolg der Industriekapitäne, der Erfolg der Nation". (Ebenso absurd aber ist die Vorstellung von einer Ausbeutung der Gesellschaft durch den Lohn der Arbeiter!) Marx kennt nur den Typus des reinen Kapitalisten, des listigen, schlauen, spekulativen, profitgierigen Kapitalisten, des Schmarotzers am Kapitalismus, der sich vom echten Unternehmer wie vom Bauern, Handwerker und Arbeiter grundsätzlich unterscheidet. (Uebrigens hat ja auch Schmoller behauptet, daß im kapitalistischen System der Schlaue, nicht der Kluge siege.) Was hat aber platter, erfolgsgieriger „kapitalistischer" Erwerbsgeist gemeinsam mit realistischer Schöpferkraft echten Unternehmertums? Siegt nicht vielmehr heute über die naive Schlauheit lautere Klugheit bei der Führung unternehmungsreichen Erwerbs?

Es gehört zu den selbstverständlichen Aufgaben der Unternehmung, daß sie wirtschaftlich arbeitet. Das ist ihr Wesen. Das ist sie ja der Volkswirtschaft schuldig. Sie versündigt sich aber an dieser, wenn dieses „Rentabilitätsprinzip" umschlägt und ausartet zu verbrecherischer Wirtschaftsführung, wenn dann „Rentabilität" als Prinzip auftritt — als der Mutterboden für wirtschaftliches Leben überhaupt, Wirtschaft und Erwerb zum höchsten Zweck des Daseins wird.

Arbeitswerttheorie und Entwicklungstheorie gehören jedenfalls zusammen, eine logische und natürliche Aneinanderfügung in dem Gedankengebäude. So kann er ungezwungen auf die klassischen Nationalökonomen Smith und Ricardo zurückgreifen. Marx' Werttheorie ist aber mehr formell als reell mit der klassischen Theorie identisch. Diese ist ein logisch durchgeführter Generalisationsversuch, der in sich, trotz seiner Unvollkommenheit, so viel Verwendbares für die Zukunft, so viel Verwendungsmögliches enthält, daß dieser eine notwendige Uebergangsform für die Entwicklung der wissenschaftlichen Denkweise darstellt. Marx' Arbeitswerttheorie dagegen hat, tiefer gesehen, einen anderen Zweck, als den einer wissenschaftlichen Forschung nach Wahrheit. Sie ist ganz einfach ein Komplement zu einem Gedankengebäude, das dazu aufgeführt wurde, um als wissenschaftliche Stütze für eine gewünschte Entwicklung der Gesellschaft zu dienen — zum „sozialistischen" Endziel hin.

Kein Wunder, daß der Marxismus späterer Observanz diese Lehre gierig aufnahm. Man konnte ja damit „wissenschaftlich" beweisen, daß, da unser heutiges Wirtschaftsleben in den vielfältigsten Formen auf einer ergänzenden „Leitregelung", die in die marktmäßige Selbstregelung mit ihrer Konsumfreiheit eingreift, also auf partieller Planwirtschaft, partieller Gemeinwirtschaft, beruht, die kapitalistische Wirtschaft Schritt für Schritt sich der totalen Zwangswirtschaft mit totaler Planung nähere. Dieser rührend kindliche Glaube an Evolution nach totaler Zwangswirtschaft hin, wurde dann später, wie bekannt, verbunden mit der politischen Forderung einer künstlichen Beschleunigung dieses „Zwangslaufs", diese vermeintlich „naturgesetzlichen Entwicklung". Als ob „partielle Planwirtschaft", „partielle Gemeinwirtschaft" — alias „gebundene Verkehrswirtschaft" — als eine Vorform der kommunistischen Wirtschaft angesehen werden könnte! (Vgl. hierzu die glänzende Kritik von v. Gottl in „Der Mythus der Planwirtschaft, vom Wahn im Wirtschaftsleben", Jena 1932.)

Viertes Kapitel.

Léon Walras.

§ 22. Physiokratie, Marxismus und moderne Theorie.

Der bemerkenswerteste Zug an der physiokratischen Betrachtungsweise war ein Streben nach Allgemeingültigkeit und Objektivität. Indes, es gelang den Physiokraten nicht, zu einem klaren ökonomischen Gesichtspunkt in Hinsicht auf die wirtschaftlichen Erscheinungen zu gelangen, und die Grenzen für das ökonomische Forschungsgebiet wurden daher nicht deutlich abgesteckt und festgestellt. Ueberall machte sich der Einfluß der Naturrechtsphilosophie in Verbindung mit den teleologischen, philosophischen, soziologischen Reminiszenzen älterer Zeiten stark geltend. Bei dem anderen Gedankensystem, das untersucht wurde, dem „Marxismus", war der entscheidende Gesichtspunkt für die ökonomischen Erscheinungen von dessen Begründer, auf Grund seiner politischen Theorie, in Uebereinstimmung mit seinen persönlichen Wünschen im voraus konstruiert und gewählt worden, so daß dem Gedankenresultat nicht objektive Gültigkeit beigemessen werden kann. Die moderne Nationalökonomie hat deshalb von dorther auch keine fruchtbaren theoretischen Impulse von Marx empfangen. Vielmehr folgt die moderne theoretische Nationalökonomie einer Entwicklungslinie, die ihren Ausgangspunkt beim Physiokratismus nimmt und dann über die klassische Nationalökonomie zur Grenznutzenlehre geht. Entwicklungsgeschichtlich interessiert, daß zu dem Zeitpunkt, wo Marx noch an seiner Arbeitswerttheorie festhält, die Grenznutzentheorie bei zwei voneinander unabhängigen For-

schern entsteht. Um nun in eine weitere Untersuchung unseres Themas einzugehen, wenden wir unsere Aufmerksamkeit der Stellung der modernen Theorie bei der Betrachtung der Wirtschaftserscheinungen zu. Von großem Wert für die Kennzeichnung des Gegensatzes zwischen einer normativen Auffassung und der einer wissenschaftlichen ist das von Léon Walras ausgeführte Gleichgewichtssystem, das nach dem heutigen Stande der Theorie [1]) unzweifelhaft ein unentbehrliches Fundament bildet.

§ 23. Allgemeingültigkeit bei wissenschaftlichen Begriffen und Gesetzen.

Ein Urteil, das kann man sagen, ist ein Gedankenakt, wodurch ein Begriff in Relation gestellt wird zu einem anderen. Und ein Begriff ist eine bestimmte Auffassung von den Kennzeichen, die erforderlich sind, um eine Erscheinung von einer anderen zu unterscheiden. Es ist klar, je mehr Kennzeichen in einen Begriff hineingelegt werden, desto weniger Erscheinungen umfaßt er. Inhalt und Umfang der Begriffe variieren umgekehrt. Damit ein Begriff den hohen Grad von Allgemeingültigkeit habe, den die wissenschaftliche Betrachtungsweise erheischt, muß er einen abstrakten Charakter tragen. Die wissenschaftlichen Begriffe sind abstrakt; allein nicht jeder abstrakte Begriff ist wissenschaftlich haltbar. Das Entscheidende ist, daß der Begriffsinhalt eine wesentliche Seite der Erscheinung wiedergebe. Die wissenschaftlichen Begriffe von den Erscheinungen besitzen ein Seitenstück in den wissenschaftlichen Gesetzen des Geschehens. Das Gesetz kann in diesem Zusammenhang als ein allgemeingültiges Urteil über das Wesentliche in einem Geschehen bezeichnet werden. Je reiner das Wesentliche in einem Geschehen in Er-

[1]) Gustav Cassel sagt an einer Stelle seines Grundrisses der elementaren Preislehre (Zeitschr. f. d. ges. Staatsw., Bd. 55, 1898, S. 456), daß Walras wohl viel zitiert, aber wenig gelesen und selten verstanden worden sei.

scheinung tritt, desto allgemeingültiger wird das wissenschaftliche Urteil, desto klarer tritt sein Charakter als der eines wissenschaftlichen Gesetzes hervor. Zur Erzielung einer möglichst klaren Auffassung des Gesetzesbegriffes der modernen nationalökonomischen Theorie wollen wir einiges Nachdenken den ökonomischen Begriffen widmen. Dabei dürfte es für die hier zunächst geltende Frage sehr instruktiv sein, bei dem Mißverständnis, dem der Begriff „Nutzen" begegnet, zu verweilen.

Die französischen Nationalökonomen aus der Schule von J. B. Say definierten alle nützliche Wirksamkeit als ökonomisch. Der Charakter von dem Ziel, das die Menschen für ihre Wirksamkeit aufstellen, wurde als das entscheidende Moment in der Definition hingestellt. Aber hiermit betrat man ein Gebiet, das mehr der Ethik als der Nationalökonomie angehört. Es ist aber nicht die Aufgabe der theoretischen Nationalökonomie zu entscheiden, ob es für die Menschen dienlicher, angemessener ist, wie im Mittelalter, stattliche Kathedralen zu bauen, oder für den unmittelbaren Lebensunterhalt zu arbeiten. Die Nationalökonomie gehört weder zum Utilitarismus, noch zu irgend einer anderen moralischen Schule. Ein „Gesetz" kann nichts aussagen über: Gutes oder Böses. Es sagt nur aus über das, was ist. Für Say und seine Schule wurde das hier angedeutete Mißverhältnis insofern verhängnisvoll, als man gleichzeitig geltend machen wollte, daß die National-Oekonomie „une science naturelle" wäre. Man wollte also gleichzeitig erklären, was ist und was sein soll. Der Begriff „Nutzen" war nach der bezeichneten Auffassung mit ethischen Kennzeichen gefärbt. Dadurch kam es, daß dessen ökonomischer Umfang sich minderte und die mit diesem Begriff formulierte Gesetzgültigkeit begrenzt wurde. Dazu kommt noch, daß eine Vermischung der ethischen Gesichtspunkte mit ökonomischen die „Objektivität" in der Betrachtungsart trübte. Eines Mißverständnisses der gleichen Art machte sich Adam Smith schuldig (Buch IV), wenn er dort erklärt, daß die Aufgabe der Nationalökonomie, als eines

Zweiges der politischen und gesetzgebenden Wissenschaft, darin bestände, dem Volke reichliches Einkommen zu verschaffen und den Staat mit genügend Einkünften zu versorgen, die hinreichend wären für die öffentlichen Ausgaben. Walras sagt in diesem Zusammenhang darüber sehr richtig: „das heißt nichts anderes, als ob man sagen wollte, daß es die Aufgabe der Astronomie wäre, den Seefahrern zu sagen, wie sie segeln sollten und die der Geometrie, solide Häuser zu konstruieren“ [2]). Was herauskommt, ist eine Verwechslung der Wissenschaft mit ihren Anwendungen.

§ 24. Der Ausgangspunkt der Betrachtungsweise in der modernen Nationalökonomie.

Die Menschen haben verschiedene Ideale, verschiedene Ziele für ihr Streben, zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten. Sie haben verschiedene Auffassungen und gestalten in Einheitlichkeit hiemit auf verschiedene Weise ihre gegenseitigen Verhältnisse (z .B. Eigentumsverteilung, Herrschaftsverhältnisse zwischen den Klassen, etc.). Im ökonomischen Leben wird aber ausgeschieden ein Verhältnis, das unter allen Zeit- und Raumverhältnissen dasselbe ist und bleibt, das Verhältnis zwischen menschlichen Bedarf und den materiellen Quellen zur Deckung dieses Bedarfs. Der Satz der „Grenznutzenlehre“, daß die subjektiven Wertschätzungen variieren mit den Quantitäten, daß der Grenznutzen eine Funktion der Quantität sei, ist ein Ausdruck dafür, daß das menschliche Handeln auf gewisse Art mit der Quantität dessen, das der Bedürfnisbefriedigung dienen soll, verbunden ist. Diese Verbundenheit drückt sich in einer Spannung zwischen der benötigten und der zugänglichen Menge der Mittel aus.

Es ist also nicht ausreichend, daß ein Mittel nützlich ist nach menschlicher Auffassung. Die Quantität

[2]) Léon Walras, Éléments d'economie pol. pure, Lausanne-Paris 1900, S. 6.

an und für sich spielt auch keine Rolle, sondern die Knappheit, der Unzulänglichkeitsgrad gibt den Anlaß zu der speziellen Wertschätzung, die „ökonomisch" heißt zum Unterschied von allen anderen Formen von Wertschätzungen. Die ökonomische Wertschätzung ist keine Wertschätzung in absoluter Freiheit; sie ist bloß ein Reflex im menschlichen Seelenleben von gewissen äußeren, stets vorhandenen Umständen, nämlich der Unzulänglichkeit von vorhandenen oder produzierbaren Bedürfnisbefriedigungsmitteln. Dadurch nun, daß die Wissenschaft gezeigt hat, was das Spezifisch-Oekonomische im menschlichen Streben ist zur Erlangung von gewissen Zielen, hat sie sich ein Forschungsgebiet geschaffen, innerhalb dessen die Erscheinungen von einem spezifisch ökonomischen Standpunkt aus betrachtet werden können. In jeder neuen Generation kommen neue Menschen mit neuem Bedarf und neuen Produktionsquellen für die Bedarfsdeckung, allein das ändert nicht das Verhältnis zu den Mitteln. Die Unzulänglichkeit ist — im großen und ganzen und auf eine kontinuierliche Zeitspanne gesehen — ein immer bestehendes Verhältnis, das die menschliche Freiheit einschränkt, ihre Wirksamkeit durch gewisse Bande bindet. Indes, es reicht nicht aus, daß die Wissenschaft einen festen Gesichtspunkt auswählt und ihr Erkenntnisgebiet von anderen abgrenzt.

Wir haben schon angedeutet, wie die Wissenschaft sich richtet auf das Allgemeingültige und Notwendige, das „Gesetzmäßige". Es gilt auch, das „Wesentliche" im Begriffsinhalt zu geben. Dadurch werden die Teile des abzugrenzenden Erkenntnisgebiets in Zusammenhang miteinander gebracht. Ferner: eine Voraussetzung für eine Gesetzmäßigkeit in dem bezeichneten Sinne ist, daß die ökonomischen Erscheinungen einheitliche sind. Die verschiedenen Teile dürfen nicht unabhängig voneinander sein, denn wäre dies der Fall, dann würde unsere Erkenntnis sich nur auf einen Teil auf einmal erstrecken können. Wir würden nichts vom Zusammenhang im Ganzen erkennen. Dieser Zusammenhang würde uns unbekannt bleiben. Daß es einen solchen zwischen den Er-

scheinungen auf ökonomischem Gebiet gibt, beweist mit aller wünschenswerten Deutlichkeit unsere Erfahrung. Es ist bildlich gesprochen, wie mit einer Perlenschnur. Wenn man einen ökonomischen Verlauf verfolgen will, so ist das ungefähr so, wie wenn man die erste Perle aus einem Perlenband herausnimmt. Hat man erst die erste fortgenommen, so folgen die andern nach. Die Wissenschaft wird ganz einfach von der Erfahrung gezwungen, von einer Einheitlichkeit im Geschehen auszugehen. Ihre Aufgabe ist, zu zeigen, wie die Uniformität in den Erscheinungen hervortritt.

Die oben angeführte Knappheit in dem Verhältnis zwischen dem Bedarf und den zur Verfügung stehenden oder produzierbaren Mitteln ist, das kann man sagen, ein allgemeines Verhältnis bei den ökonomischen Erscheinungen. Wenn die Nationalökonomie indes nachweisen will, wie die verschiedenen ökonomischen Erscheinungen voneinander abhängen, nimmt sie nicht nur an, daß die Knappheit an den Mitteln allgemein ist, sondern auch, daß der allgemeine Knappheitsgrad gemessen werden kann. Mit anderen Worten: man setzt voraus, daß es Wertmaßstäbe gibt, mit denen die Menschen Waren und Dienstleistungen messen und schätzen. Darüber hinaus gilt die Annahme, daß die Maßstäbe feste sind. Diese Annahme ist notwendig, damit man überhaupt die Uniformität der ökonomischen Erscheinungen aufweisen kann. Ehe die Wissenschaft mit veränderlichen Wertmaßstäben als Zeitfunktionen rechnen konnte, d .h. ehe sie die dynamischen Probleme erfaßte, war sie gezwungen, die statischen zu lösen. (Die folgende Darstellung gründet sich aus Walras' System. Vgl. Walras, Eléments d'économie politique, Lausanne-Paris 1900.)

Wir nehmen jetzt also an, daß die subjektiven Werte, die sich in den verschiedenen Grenznutzen der Individuen ausdrücken, absolute Größen sind und fragen uns: Wie kommen diese Größen in den ökonomischen Erscheinungen zum Ausdruck? Auf diese Frage erhalten wir die Antwort bei einem

Einblick in die Theorie der Tauschwerte. Wir hoffen auch eine zu erhalten, auf die uns zunächst interessierende, die die Einheitlichkeit in den Erscheinungen betrifft.

§ 25. **Walras' Tauschtheorie.**

Eine Folge der allgemeinen Unzulänglichkeit der Mittel ist die, daß die Menschen zwischen den verschiedenen Zielen, die sie für sich aufstellen, wählen müssen. Durch die immer mehr ausgebreitete Arbeitsteilung und den dadurch bedingten Tausch — (der Tausch beruht selbstverständlich nicht einseitig auf der Arbeitsteilung, sondern diese hängt auch von dem Tausch ab; beide bedingen einander) — hat diese Wahl für das einzelne Individuum immer größere Bedeutung erlangt. Bei der Wahl zwischen verschiedenen Mitteln strebt nun der einzelne, sofern er ökonomisch handelt, danach, Mittel in solchen Quantitätsverhältnissen zu erhalten, daß er ein Maximum an Befriedigung erlangt.

Wenn zum Beispiel 2 Waren A und B gegeben sind und ebenso die Wertmaßstäbe der tauschenden Parteien gegenüber diesen Waren, so bedeutet ein Angebot der Inhaber von A dasselbe, als ob sie nachfragen B und umgekehrt, ein Angebot der Inhaber von B dasselbe, als ob sie nachfragen A. Wieviel wird nun jeder Tauschende von der fremden Ware eintauschen? Wenn ein Inhaber von A einen Teil seiner Ware herausgibt, hat er einen Verlust im Gesamt (Total) Nutzen der eigenen Ware, allein dieser Verlust wird aufgewogen offenbar von dem Gewinn an Nutzen, den er von B macht. Wenn der Tausch aufhört, gleichen sich Nutzengewinn und Verlust aus. Bei diesem Punkt ist der Gewinn des Tauches gleich Null, und es kann offenbar kein anderes Tauschverhältnis geben, das einen größeren Tauschvorteil abgibt. Ueber oder unter dem „Nullpunkt", dem sog. Indifferenzpunkt, ist der Tausch entweder unvorteilhaft oder noch nicht völlig ausgenutzt. — Indes, es gibt ein anderes Verhältnis, das in hohem Grad den Tausch beeinflußt. Das ist der Preis. Angenommen: Das Tauschverhältnis zwischen A und

B ist 1A = 3B oder was dasselbe ist 1B = 1/3A. Wenn wir wissen, wie groß das Angebot von A ist bei dem Preis 1/3A für 1B = dem Preis von B gemessen in A, so können wir auf die Größe der Nachfrage von B schließen. Wenn das Angebot von A beispielsweise 6 Einheiten beträgt und der Preis für B in A 1/3 ist, so beträgt die Nachfrage nach B 18 Einheiten. Hieraus folgt die allgemeine Regel, daß das Angebot einer Ware gleich ist der Nachfrage nach einer anderen, multipliziert mit dem Preis dieser Ware ausgedrückt in der ersten Ware[3]). Bei einem Gleichgewichtspreis wird die Nachfrage und das Angebot so gegeneinander abgewogen, daß von den Inhabern der einen Ware A eine Nachfrage nach der anderen Ware B ausgeht, die genau ebenso groß ist wie das Angebot dieser Ware, und daß von den Inhabern der Ware B eine Nachfrage nach A ausgeht, die ebenso groß ist wie das Angebot dieser Ware.

Bringen wir nun den Grenznutzen hinein in die Diskussion, so ist es klar, daß eine Zunahme im Grenznutzen für A eintritt, jedesmal, wenn die Inhaber dieser Ware Einheiten von A herausgeben, und eine Verminderung im Grenznutzen für B eintritt, bei jeder neu erworbenen Einheit. Wenn der Tausch den Indifferenzpunkt erreicht hat, ist indes der Nutzen der Konsumtionsgrenze der Ware A für deren Inhaber gerade das Dreifache des Nutzens für dieselben Inhaber der erworbenen Ware B oder was dasselbe ist, der Nutzen der Konsumtionsgrenze der Ware B ist für die Inhaber 1/3 des Nutzens der erworbenen Ware A. Die Grenznutzen sind also proportional den Preisen.

Auf dieselbe Art können wir den Tausch erklären, wenn mehrere Warenarten eingeführt werden. Wenn wir messen B, C, D, E:s Preise in A, so erhalten wir eine Reihe Tauschäquivalenzen, wo überall die Grenznutzen proportional den Preisen von B, C, D, E gemessen in A

[3]) Vgl. Léon Walras, Éléments d'économie pol. pure, Lausanne-Paris 1900, S. 50.

sind. Der Grenznutzen ist überall im Tausch das gemeinsame Element. Fügen wir noch hinzu, daß in der Wirklichkeit man damit rechnen muß, daß der subjektive Wert einer Ware auch abhängt von dem Nutzen der übrigen Waren. Anders ausgedrückt: Der Nutzen Y von einer gewissen Ware A ist nicht bloß eine Funktion von deren Quantität X, sondern auch von den Quantitäten der Waren B, C, D, E. In der neueren Werttheorie, so wie sie hauptsächlich von Edgeworth ausgebildet worden ist, wird nicht mehr der Grenznutzen mathematisch ausgedrückt, als das erste Derivat von Y mit Hinsicht auf X, sondern als das erste partielle Derivat von Y mit Hinsicht auf X, oder als die Zunahme im zusammengelegten Warennutzen bei einer unendlichen kleinen Zunahme der Quantität X. Es ist also der Grenznutzen in diesem Sinne, der das Gemeinsame in allen Tauschrelationen darstellt. Wenn der Tausch eine Gleichgewichtslage erreicht hat, sind die Grenznutzen und Preise proportional. Damit hat auch der Tausch bei gegebenen Preisen ein Maximum von Nutzen für sämtliche Tauschparteien bewirkt. Es ist klar, daß die Preise und Grenznutzen beiderseitig einander beeinflussen in der Richtung einer vollen Aequivalenz, ungefähr in derselben Weise, wie die Preise der fertigen Waren und Kosten einander bedingen. Der Ursachen-Zusammenhang ist in beiden Fällen doppelseitig. Aus den Grenznutzen und den Kosten kann man nicht einseitig die Preise für die Produkte herleiten, ebensowenig wie aus den Preisen die Kosten und Grenznutzen. Man hat diesen Zusammenhang treffend mit der Gravitation, die die Fixsterne in ihren Bahnen durch die wechselseitige Attraktion erhält, verglichen (Walras).

§ 26. **Die Produktion unter Vermittlung des Tausches.**

Zur weiteren Beleuchtung einer Seite der Walras'schen Preistheorie mögen hier noch einige Worte fallen vom Tausch in seinem Verhältnis zur Produktion. So gut wie alle Pro-

duktion geschieht bekanntlich unter Vermittlung des Tausches. Durch den Tausch werden alle die verschiedenen Produzenten, die, oberflächlich gesehen, vollständig unabhängig voneinander arbeiten, in einem großen und einheitlichen System der gesellschaftlichen Arbeitsteilung zusammengefügt, (und alle Preise dokumentieren sich, so wie sie entstehen und sich bilden in der auf Arbeitsteilung und Tausch basierenden Volkswirtschaft, mit einer gewissen Organisation ihres Geldwesens, als eine unüberschauliche Mannigfaltigkeit in Hinsicht auf Zeit und Raum. Alle Theorie sucht ja die Mannigfaltigkeit der Preise, die einander ablösen in einer unabgeschlossenen Reihe, die wir nicht überblicken können, zu beherrschen und zu überwinden). Der Tauschmechanismus führt also zur Zusammenarbeit: Produktion und Tausch werden unzertrennlich. Die Warenpreise werden da auch in einem unaufhörlichen Zusammenhang mit den Preisen der verschiedenen Produktionselemente bestimmt. Ein Warennachfrager ist ja, von einer anderen Seite gesehen, Anbieter von einem oder mehreren Produktionsmitteln, und die Quelle für die Nachfrage ist ja der Ersatz der Produktionsfaktoren. In der modernen Theorie werden indes die Warenpreise nicht, wie in der klassischen Theorie, einseitig aus den Preisen der produktiven Dienste (Kosten), sondern aus dem wechselseitigen Einfluß der Tauschwerte und Kosten erklärt. (Des problèmes de mutuelle dépendance!)

Des Tauschmechanismus fundamentale Aufgabe ist es, die beiden Streitkräfte des ökonomischen Lebens, Bedarf zu konsumieren und Aufwand bei der Produktion, in eine Gleichgewichtslage zu bringen. Der objektive Ausdruck für die Grenze, wo dieses Gleichgewicht erreicht wird, wird von den Tauschwerten oder Preisen gebildet. Nach der Ansicht der Grenznutzentheoretiker bedeutet der Gleichgewichtspreis außerdem, daß man mit den vorhandenen Mitteln das größte ökonomische Resultat bewirkt. Unter dem Nutzengesichtspunkt sind nämlich die Preise äquivalent den einzelnen Grenznutzen der Nachfragenden, was ein Maximum

von Bedürfnisbefriedigung bedeutet. Vom Gesichtspunkt der Kosten der Produktion aus (Aufwand), schließt das Resultat ab mit einem Minimum von Nutzenverlust (disutility) (Ausdruck von Marshall) für sämtliche Produzenten. Die Grenznutzen, die positiv subjektiven Elemente und die Grenzkosten, die negativ subjektiven Elemente, tendieren also dahin, mit den Preisen zusammenzufallen.

Dadurch, daß Walras auf die hier beschriebene Weise den Einsatz der Produktionselemente, der sogenannten produktiven Dienste, in den Tauschmechanismus hineinbrachte und gleichzeitig diese zur Quelle der Warennachfrage machte, glückte es ihm, mit Benutzung mathematischer Symbole, die gewaltige Synthese der Preisbildung zu geben, die eine feste Basis für die ganze theoretische Nationalökonomie abgibt [4]). „Der Tausch und die Gütererzeugung, die Bewegung auf dem Kapital- und auf dem Rentenmarkt, sie alle gehorchen den gleichen Gesetzen und werden nur dadurch, daß sie vereint ein geschlossenes Ganzes bilden, begreiflich“ [5]). Eine „Dynamisierung“ des Walras'schen statischen Systems wäre künftig zu begrüßen. Einen solchen Versuch hat Moore unternommen.

„Einzelne Kritiker“, schreibt K. Schultze [6]), „insbesondere Schumpeter [7]) und Wicksell [8]) betonen die Abhängig-

[4]) Diese Lehre des wirtschaftlichen Gleichgewichtes ist nichts anderes als eine synthetische Darstellung der funktionellen „Interdependenz“ des ökonomischen Geschehens, sie ermöglicht eine durchgehende systematische Zusammenhangsbetrachtung. Ce „système économique est une ensemble dont toutes les parties se tiennent et reagissent les unes sur les autres.“

[5]) Otto Weinberger, Die mathematische Methode und die österreichische Schule der Volkswirtschaftslehre, Jahrb. f. Nö. u. Stat. August 1932, S. 196.

[6]) Cassels Preislehre, eine Auseinandersetzung mit ihren Kritikern. G. Stilke, Berlin 1932, S. 78.

[7]) Schumpeter, Gustav Cassels Theoretische Sozialökonomie, Schmollers Jahrbuch, 51. Jahrg. 1927 I, S. 250.

[8]) Wicksell, Professor Cassels Nationalökonomisches System, Schmollers Jahrb. 52. Jahrg. 1928. II. (Zitiert bei K. Schultze, ebenda S. 78.)

keit Cassels von Walras und der an ihn anknüpfenden Richtung, vor allem in der Darstellung des Mechanismus der Preisbildung. Von Walras stamme die Idee und die mathematische Grundform des Gleichgewichtssystems. Bei Walras und Marshall erscheine „insbesondere der ökonomische Kosmos schon als ein System von voneinander abhängigen, einander wechselseitig eindeutig bestimmenden Größen“ [9]). In dem 1899 erschienenen „Grundriß einer elementaren Preislehre“ gebe Cassel lediglich eine vereinfachte Darstellung der Gedanken Walras'. In der Tat bringt Cassel in seinem „Grundriß“ eine Zusammenfassung dessen, was Walras[10]) in der 20. Leçon seiner „Eléments“ ausführt. Er bezieht sich dort auch des öfteren auf Walras und nennt ihn seinen Vorgänger [11]). Von ihm übernimmt Cassel die Auffassung des Gleichgewichtsproblems als eines Systems funktioneller Anhängigkeiten, deren Darstellung aber einer Vereinfachung bedarf, um sie einem weiteren Kreise zugängig zu machen, da die mathematischen Ausführungen Walras' nicht ohne weiteres verständlich sind. Dieses Ziel hat Cassel zweifellos erreicht [11a]), mit dem Ergebnis, daß auch andere Lehrbücher, Amonn [12]) und Adolf Weber [13]), jene Gleichungen übernehmen konnten,

---

[9]) Vgl. Josef Schumpeter, Wirtschaftstheorie der Gegenwart, Bd. 1, S. 24. Und Alfred Marshall, Principles of political economy, London 1924, S. 403 f.

[10]) Léon Walras, Éléments d'économie politique pure, Paris 1926, s. 208 ff. (zit. bei K. Schultze, a. a. O. S. 78).

[11]) Gustav Cassel, Grundriß einer elementaren Preislehre, Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft, 55. Bd., 1899, S. 396. (Zit. bei K. Schultze, a. a. O. S. 78)

[11a]) Vgl. Schumpeter, Gustav Cassels Theoret. Sozialök., Schmollers Jahrbuch, 51. J. 1927 I, S. 251 Fußnote. (Zit. bei K. Schultze, a. a. O., S. 79.)

[12]) Alfred Amonn, Grundzüge der Volkswohlstandslehre, Jena 1926, S. 156 ff.

[13]) Adolf Weber, Allgemeine Volkswirtschaftslehre. München und Leipzig, 1929. S. 226 f. (Zitiert bei K. Schultze, a. a. O., S. 78/79.)

weil sie den Vorteil bieten, das Gleichgewichtssystem leicht faßlich und doch exakt darzustellen".

Hier mögen noch ein paar Worte fallen zum Wertproblem. Von einer besonderen Wertlehre als Vorbau der Preistheorie will ja Cassel bekanntlich nichts wissen. (Dabei kann von einer Ablehnung im eigentlichen Sinne nur gegenüber der Grenznutzentheorie gesprochen werden.) Alle Werte könnten in Geld ausgedrückt werden und seien damit Preise. (Denken in interdependenten Quanten werde erst in bestimmten historischen Formen Problem und erst ermöglicht mit dem Aufkommen des Tatbestandes „Geld", das Ausdrucksmittel für eine Dimensionalität der Güter darstelle.) Alle Schätzungen würden also nach einer von vornherein angenommenen Rechnungsskala vorgenommen, „so daß man es von vornherein mit Preisen und nicht mit Werten zu tun habe. Die absolute Höhe der Preise bleibe zwar vorläufig unbestimmt, und zwar bis zur Geldtheorie, wo die Rechenskala durch Bestimmung des Geldwertes konkretisiert werde" [14]). Cassels Kritiker — vor allem Alfred Amonn — haben nun behauptet, daß es Cassel nicht gelungen sei, die subjektiven Elemente, die doch eine empirische Tatsache, Bedingung wirtschaftlicher Tätigkeit seien, aus der Preisbildung auszuschalten. Auch bei ihm beeinflußten diese subjektiven Faktoren die Preisbildung [15]). Was Cassel macht, ist das: Er „betrachtet die Nachfrage, wie sie sich bei einer bestimmten Preislage bildet, zunächst als gegebene Größe, deren Zustandekommen auf Grund psychologischer Vorgänge nicht näher zu erforschen sei. Als Preisbildungsgrund formuliert er die Art der Abhängigkeit der Nachfrage von den Preisen. In dieser (Nachfrage) ist aber die subjektive Wertschätzung der Nachfragenden enthalten.

[14]) Vgl. K. Schulze, a. a. O., S. 18.

[15]) Vgl. den Abschnitt über die Bestimmungsgründe der Preisbildung bei Cassel. Die Nachfrage, die subjektiven Momente spielen keine „nebensächliche" Rolle bei Cassel. Auch seine Theorie ist „subjektivistisch". (Amonn, Der Stand der reinen Theorie, S. 289.) Vgl. hierzu K. Schultze, a. a. O., S. 22.

Und dasselbe ergibt sich analog für das Angebot“[16]). Cassel könne seinen Plan, die Theorie lediglich mit Hilfe quantitativ erfaßbarer Größen aufzubauen, gar nicht durchführen, er komme ohne Berücksichtigung von Motiven und Gefühlen nicht aus, heißt es bei Schumpeter.[17]). Cassel könne nicht bestimmte Grundbegriffe der Wertlehre umgehen, z. B. den Begriff der subjektiven Schätzung oder den der Gleichmäßigkeit der Bedürfnisbefriedigung, Begriffe übrigens, die er selber verwendet (und viele andere).

Die allgemeine Auffassung also ist die: Das Ausgehen von den psychischen Bestimmungsgründen des Wirtschaftens, die kausalgenetische Behandlung des Preisproblems, sei notwendig für eine Erklärung (zur Unterscheidung von der bloßen Beschreibung) und Vermittlung des Verstehens des wirtschaftlichen Ablaufes. Darüber hinaus sei die von der mathematischen Wissenschaft bereitgestellte funktionelle Behandlungs- und Verknüpfungsform erst dann wahrhaft fruchtbar, wenn man vorher auf der Basis umfassender Erfahrung zu empirischen Gesetzen über die Wirkungsweise der subjektiven und sozialen Kräfte gelange, welche den Ablauf des Wirtschaftsprozesses bestimmen. Man brauche die Werttheorie[18]), dieses wichtige methodische Instrument, sofern man tiefer in die Preisgestaltung eindringen wolle; wenn mann aufsuchen wolle Quantitäten, die nicht physische sein können, brauche man die Wertvorstellung, die stets ein Ausdruck für etwas hinter den Quantitätenrelationen Liegendes sei, um den Kosmos der öko-

[16]) K. Schultze, a.a.O., S. 22.

Es fehlt somit die Darstellung der ökonomischen Kräfte, welche das Casselsche System verwirklichen. Richtig wäre ein Aufbau von unten her, der aus dem Verhalten der einzelnen Individuen das Gesamtbild formt. Darin liegt ein Nachteil der Casselschen Gleichungen, daß sie Ergebnisse der Theorie vorwegnehmen.

[17]) Schumpeter, Gustav Cassels Theoretische Sozialökonomie, Schmollers Jahrbuch, 51 Jhg. 1927, I S. 254. (Zit. bei K. Schultze, a. a. O., S. 22.)

[18]) Amonn, Cassels System der theoretischen Nationalökonomie in Zeitschr. f. S.W. u. Soz.P. 51. Bd. 1924. S. 42 f.

nomischen Quanten, der Preise, inhaltlich zu untergründen, um so die wirtschaftlichen Vorgänge besser zu verstehen.

Gerade die Analyse des hinter den Quantitätenrelationen Liegenden, des „Qualitativen", des nicht anschaulich-eindeutig-unverwechselbar-Vorweisbaren, von dem man nur reden, das man erst gedanklich unverwechselbar machen muß, das man nicht sehen kann, bereitet ja der Theorie außerordentliche Schwierigkeiten, da es sich ja da nicht um Zusammenhänge größenhaft-meßbarer Interdependenz zwischen Objekten handelt. Arbeitsquantitäten, Nutzenquantitäten etc. sind ja immer Ausflüsse eines sinnfällig anschaulichen, räumlichen Denkens — und so ist auch die Frage der Quantifizierung von „Sinnhaftem" eine über die Grenzen der theoretischen Nationalökonomie hinausgehende, letztlich erkenntnistheoretische. All' das Suchen heute nach „qualitativer" Methode ist ein Suchen nach neuen Erkenntnismöglichkeiten auf Gebieten, die man bisher „quantitativ" zu bewältigen suchte.

Um einen ganz neuartigen Versuch, eine neue Denkbewegung handelt es sich bei von Gottl, der sich mit seiner Unterscheidung von „sinnfreier" und „sinnhafter" Erfahrung und seinem „gebildetheoretischen" Denken mit der Frage der Interpretation letzter Grundprinzipien von Wirtschaft beschäftigt hat. —

Cassels Versuch also wäre mißglückt, denn in seiner Preistheorie tauche unter einem Decknamen die Werttheorie wieder auf, die er restlos zu entfernen dachte. Die Knappheit sei nichts anderes als die Seltenheit der Güter gegenüber den vorhandenen Bedürfnissen. Nutzen und Seltenheit, jene Grundmomente der Grenznutzentheorie, würden also durch das Wort Knappheit verschleiert in die Preislehre eingeschmuggelt.

---

[19]) Cassel, Grundriß einer elementaren Preislehre, Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft, 55. Bd., 1899, S. 415. Vgl. K. Schultze, a.a.O., S. 24.

In der Tat: Cassel benutzt schlechte Ersatzmittel, sog. supplementäre Prinzipien etc. Trotzdem er die Analyse der subjektiven Momente ablehnt, spricht er von dem zweckmäßigen Ergebnis der „freien" Preisbildung.

Die moderne Preistheorie versucht den circulus vitiosus: die Nachfrage bestimmt den Preis, der Preis reguliert die Nachfrage, folgendermaßen aufzulösen: Man meint, daß es möglich wäre, zu exakten Nachfragefunktionen gelangen zu können — ohne Rücksicht auf die Preise. Durch die Konsumtionsstatistik will man die Bedürfnisse näher kennen lernen und dann die Nachfrage mit den Marktpreisen vergleichen. Ob diese Methode möglich ist?

Jedenfalls ist das Preisproblem unbestimmt, wenn man nur die Nachfrage berücksichtigt. Aus der Nachfragefunktion geht nur hervor, w a s man produzieren soll. W i e v i e l zu produzieren ist, wird abhängen von den produktionstechnischen Bedingungen und den Mengen der Produktionsmittel. Es sind eben alle Bestimmungsgründe notwendig heranzuziehen, und man kann deswegen auch nicht die Nachfrage so oberflächlich behandeln, wie es Cassel tut.

§ 27. Die moderne Theorie und die Einheitlichkeit in den Erscheinungen.

Wir müssen indes zum Ausgangspunkt der Erörterung zurückkehren. Unsere Aufgabe war zu zeigen, daß die ökonomischen Erscheinungen einheitlich sind, d .h. daß die verschiedenen Teile im Gewebe der ökonomischen Wirklichkeit in „Interdependenz" miteinander stehen. Im oben nachgewiesenen Zusammenhang zwischen den subjektiven Wertschätzungen der Menschen und den Tauschrelationen haben wir so recht einen Beweis für unsere These. Das, was schon unsere Erfahrung uns sozusagen a priori sagt, bringt die theoretische Nationalökonomie zu bewußter Klarheit, dadurch, daß sie unsere empirischen Beobachtungen in einem logisch geistigen Zusammenhang ordnet. Der Grenznutzen ist das gemeinsame Element in allen Tauschwerten, und dadurch sind naturgemäß sämtliche Tauschverhältnisse so miteinander ver-

bunden, daß eine Aenderung des Grenznutzens einer einzelnen Ware eine Verschiebung in sämtlichen Tauschwerten im Verhältnis zu dieser Ware mit sich führen muß. Jede Ware ist so mit allen anderen verbunden in einem einzig großen und einheitlichen System. Die Tauschgesetze sind nichts anderes als eine wissenschaftliche Beschreibung derart, wie die Einheitlichkeit in den Erscheinungen zum Ausdruck kommt.

Hier muß bemerkt werden, daß die Einheitlichkeit und Kontinuität, mit der die Wissenschaft bei den ökonomischen Erscheinungen rechnet, keineswegs vollständig im wirklichen Leben vorhanden sind, so daß die Wissenschaft nicht die Wirklichkeit in concreto schildert. Soll eine Beschreibung der Wirklichkeit allgemein gültig werden, so muß immer ein Teil Einzelheiten ausgeschieden werden. Die Wissenschaft geht vom Abstrakten zum Konkreten, nicht umgekehrt. Es dürfte deshalb ziemlich oft eintreffen, daß die Aenderung des Wertes einer Ware nicht die Verschiebung in den gegenseitigen Gleichgewichtslagen der Ware mit sich führt, was gemäß der Preistheorie zu erwarten wäre. In den individuellen Fällen kommen noch eine Menge Umstände hinzu, mit denen die Theorie nicht rechnet. Hierdurch werden die Preisgesetze keineswegs aufgehoben, ebensowenig, wie eine Konstatierung, daß zwei Pendel auf Grund besonderer Umständen ungleich schwingen, das Pendelgesetz aufhebt. Im Gegenteil gibt uns das Preisgesetz Möglichkeiten, die Abweichungen in den einzelnen Fällen zu erklären. Wir haben einen festen Ausgangspunkt zur Beurteilung individueller Eigentümlichkeiten. – Natürlich kann man sich sehr wohl denken, daß die Preisgesetze einen so abstrakten Charakter haben, daß ihre Bedeutung gering ist, wenn es gilt, die zusammengesetzteren konkreten Erscheinungen zu erklären. Sind nicht die logischen Konstruktionen auf Beobachtungen des „Wesentlichen" in den Erscheinungen basiert, so hat man es mit einem leeren Nominalismus zu tun. Man darf nicht Begriffe bilden oder über Voraussetzungen und Definitionen übereinkommen, nur des Vergnügens wegen. Sollen die

Uebereinkünfte Bedeutung für die Wissenschaft bekommen, so müssen sie letztlich nur dazu gemacht werden, daß wir durch sie in die Wirklichkeit eindringen können. Es ist deshalb unsere Erfahrung, welche uns veranlaßt, Uebereinkünfte zu machen und zweckmäßige Begriffe zu bilden, die uns beim Suchen nach der Wahrheit behilflich sind.

Soll die Nationalökonomie die Tauschgesetze klarlegen, so muß sie ein Gebiet sich schaffen, einen Markt, auf welchem der Tausch vor sich geht und innerhalb dieses Gebietes völlig Einheitlichkeit und Konstanz voraussetzen. Dadurch erst können wir den Gesetzeszusammenhang in seiner ganzen Reinheit klarlegen. Danach muß die Wissenschaft die begrenzten Voraussetzungen fallen lassen, muß dem Tausch eine Dimension im Raume geben und die Gesetze klarlegen, die den Tausch zwischenregional betreffen. Die Preisgesetze erhalten auf diese Weise Ergänzungen, die nötig sind, um uns den wirklichen Verhältnissen näher zu bringen. Die Wissenschaft kann sozusagen bis zu einem gewissen Grade von der Ordnung und Harmonie absehen, die sie selbst geschaffen. Sie muß hier gewisse Modifikationen betreffs der Einheitlichkeit machen, freilich nur bis zu einem gewissen Grade, der nicht überschritten werden kann, ohne daß die Wissenschaft zu konkreten Beschreibungen mit nur partieller Gültigkeit gelangt.

In ähnlicher Weise muß die Nationalökonomie, mit Rücksicht auf die Wirklichkeit und Erfahrung, mit äußerster Vorsicht die Annahme der Konstanz, d. h. die Annahme von festen Wertskalen für die tauschenden Parteien während der Zeit, in der der Tausch vor sich geht, modifizieren.

Die Annahme, daß die Grenznutzen als absolute Größen in den Tausch eingehen, ist unvermeidlich. Man muß voraussetzen, daß es etwas gibt, das konstant bleibt. Die ökonomischen Gesetze beziehen sich auf statische Verhältnisse. Aber — so kann man sagen — unsere Erfahrung zeigt uns, daß die Wertskalen sich unaufhörlich verändern. Das ist auch der Fall. Die Spannung zwischen nachgefragten und an-

gebotenen Gütern ist unter den Konsumenten zu zwei verschiedenen Zeitspannen fast nie gleich. Veränderte Grenznutzenziffern beziehen sich entweder auf Veränderungen im Nutzen der Waren oder auf Veränderungen in den Quantitäten, z. B. durch verbesserte Produktionstechnik, usw. Durch diese Faktoren entstehen ökonomische Bewegungsprobleme, welche natürlich eine Erweiterung der Preisbildungstheorie nötig machen. Die Nationalökonomie muß damit rechnen, daß das ökonomische Leben nicht nur zu einer Gleichgewichtslage tendiert, sondern zu mehreren aufeinanderfolgenden Lagen. Die Konsequenzen hieraus haben hingegen für die hier zu diskutierende Frage des Gesetzesbegriffes kein entscheidendes Interesse.

Der Kern der Grenznutzentheorie ist ein unvergänglicher Gewinn für die nationalökonomische Wissenschaft. Er besteht in einer klar gefaßten speziell ökonomischen Art, die Wirklichkeit zu betrachten oder, anders gesehen, in einem wesentlichen Zug der nationalökonomischen Seite des menschlichen Handelns.

Das von Léon Walras formulierte Grenznutzengesetz, das in Parallelismus gesetzt werden kann zu den gleichzeitig von Jevons und Menger erschienenen, ist indes nicht in allen Stücken eine schlußgültige Schöpfung. Er faßt z. B. den Nutzen (Meßbarkeit von Nutzengefühlen) noch materiell und führt normative Gesichtspunkte in die Preisbildungstheorie ein, er erhofft z. B. von der Mathematik eine Lösung der sozialen Probleme (vgl. études d'économie . . . Lausanne 1896. S. 148). Die Frage nach der Meßbarkeit von Nutzengefühlen ist darum auch in der Folge in der Theorie als ein wunder Punkt angesehen worden.

Die Kritik hat demgegenüber eingeworfen, daß der Terminus „Nutzen" (utility) im Grunde genommen nichts anderes bedeute als ein Gleichstellen von allen verschiedenen Bedürfnissen und eine Abstraktion von deren qualitativen Differenzen. Die Eigenschaften, welche den Mitteln zugeschrieben

werden, wären nichts anderes als ein Nachaußenprojizieren von unseren Bedürfnissen oder Zwecken; soll der Nutzen eine allen Mitteln gemeinsame Eigenschaft sein, so entspreche der Nutzen nicht irgend welchen qualitativ bestimmten Bedürfnissen, sondern Bedürfnissen überhaupt. Der Begriff Nutzen wäre deshalb rein formell [20]), man denke nicht an irgend einen konkreten Nutzen, sondern an jeden beliebigen Nutzen überhaupt. So ließe sich auch in einen Wohlstandsbegriff nicht ein reeller oder materieller Inhalt hineinlegen.

In der Preisbildungstheorie seien danach sämtliche Bedürfnisse gleichgestellt miteinander und zwar dadurch, daß man abstrahiere von ihrem konkreten Inhalt. Die Folge hiervon wäre, daß man durch die Theorie kein materielles Wissen davon erhielte, wie die in der Wirklichkeit vorkommenden qualitativ verschiedenen Bedürfnissen gedeckt werden. Ein solches Wissen erhielte man nur, wenn man a priori ausginge von gewissen ihrem Inhalt und der Qualität nach bestimmten Bedürfnissen und das Resultat der Preisbildung prüfe im Hinblick auf diese. Das sei aber eine andere Sache als eine allgemein gültige und formelle Preiserklärung.

Bekanntlich knüpft die Grenznutzentheorie in gewissen Fällen direkt an die Psychologie an. Bei Stanley ist die bekannte benthamsche „Pain- and Pleasure theorie" der natürliche Ausgangspunkt. Alle psychologischen Qualitäten werden hier auf eine einzige reduziert, deren positive Seite „pleasure" und deren negative „pain" genannt wird. Hier haben wir in Wahrheit ein deutliches Seitenstück zu Ricardos Versuch, die

[20]) Nicht materiell wie bei Walras. Die Walrassche Theorie ist eine Funktionentheorie, aber Walras gibt seinem Grenznutzenbegriff einen substantiellen Inhalt. Das kommt vor allem darin zum Ausdruck, wenn er den Versuch macht, den Grenznutzen verschiedener Personen zu vergleichen und von einer Maximierung des Nutzens durch „die freie Preisbildung" spricht. Hier muß man natürlich die Auffassung haben, daß der Nutzen etwas Substantielles ist, sonst wäre ja die ganze Idee des Nutzenmaximums sinnlos.

qualitativen Verschiedenheiten in der Frage nach den objektiven Kostenelementen zu eliminieren.

Was die nationalökonomische Theorie brauchte, war gerade ein homogener subjektiver Faktor, auf dem die Preistheorie in letzter Instanz aufbauen konnte. Das Bemerkenswerte ist nun, daß man mit der Anknüpfung an die utilitaristische Theorie nicht nur die Preiserklärung zu einer Grenze führen wollte, wo eine andere Wissenschaft fortsetzt, sondern auch auf eine mehr positive Art deren Resultate anzuwenden versuchte. Bentham und seine Schule nahmen an, daß das Kennzeichen von allem menschlichen Handeln das Streben war nach einem Maximum von Lust. Diese These mußte also auch gelten für die Art Handelns, die man als „ökonomisch" bezeichnen kann.

Im Grunde ist das sogenannte ökonomische Prinzip nichts anderes als eine für die nationalökonomische Theorie geeignete Umschreibung des Bentham'schen Satzes. In derselben Weise, wie die Klassiker in der Preisbildung eine Realisierung sehen wollten von gewissen reellen Zielen, objektiven Maaßen, an die man durch Präsumtion eines gewissen ökonomischen Handelns a priori die Theorie sich anklammern ließ, so sah man nun in dem freien Tausch eine Verwirklichung des ökonomischen Prinzips.

Was bedeutet nun diese Verankerung der Preiserklärung im ökonomischen Prinzip? Zuerst muß bemerkt werden, daß dem Prinzip eine praktische und reelle Bedeutung mangelt. Das geht schon aus dem Umstand hervor, daß in der Preisbildungstheorie nicht Gewicht gelegt wird auf irgendwelche konkrete und quantitativ bestimmte Bedürfnisse oder Zwecke. Nur wenn diese bekannt sind und überhaupt es möglich ist, diese objektiv zu bestimmen, kann man einige Anweisungen auf die Mittel geben.

Das ökonomische Prinzip berücksichtigt nicht das, was dem Individuum Lust oder Unlust bereitet, sondern muß die Sache vollkommen dahingestellt sein lassen. Daraus folgt auch, daß das Prinzip rein formell ist, d. h. bar allen ma-

teriellen Inhalts. Und daß auch alle die verschiedenen Ausdrücke für dasselbe, mit denen in der Preistheorie gearbeitet wird, formell sind.

Alle Versuche, die gemacht wurden, die allgemeine Preisbildungstheorie auf eine objektiv gültige Definition vom ökonomischen Handeln zu basieren, sind danach a priori zum Scheitern verurteilt. Alles Handeln, mag es aus verschiedenen Gesichtspunkten klug oder unklug, egoistisch oder altruistisch, sozial oder antisozial sein, ist gegenüber der allgemeinen ökonomischen Theorie vollkommen gleichbedeutend aus dem einfachen Grunde, weil der materielle Inhalt des Handelns außerhalb der Sphäre der Theorie liegt.

Die qualitative Mannigfaltigkeit, die verborgen liegt in den subjektiven Momenten, kann eben nicht im Konkreten erfaßt werden, und es dürfte sich kein anderer Ausweg finden lassen, als daß die Preistheorie in ihrer allgemeinen Gestaltung auf die Weise, wie sie im vorhergehenden beschrieben wurde, von allem Materiellen in den menschlichen Zwecken absieht.

Fünftes Kapitel.

Abschluß.

§ 28. Die Befreiung der Wissenschaft von teologisch-normativer Auffassung.

Die vorausgegangene Untersuchung hatte zum Gegenstand das gegensätzliche Verhältnis von „Interdependenz" und „Norm" darzulegen. Es bleibt noch übrig, aus dem Gesagten einige zusammenfassende Konsequenzen zu ziehen, die die gegensätzliche Bedeutung noch unterstreichen sollen. Wir hatten oft hervorgehoben, welche große Bedeutung die Wahl des Gesichtspunktes für die ökonomische Wissenschaft hat. Ihre erste und grundlegende Aufgabe bestand darin, eine klare und prägnante Auffassung von den wesentlichen Kennzeichen der ökonomischen Erscheinungen zu finden. Dadurch war die Aufmerksamkeit auf das nationalökonomische Zentralproblem, das des ökonomischen Wertes, gelenkt worden. Erst mußte eine auf objektiver Grundlage ruhende Erklärung desselben gegeben werden, ehe man das Verhältnis zwischen den ökonomischen Erscheinungen, d. h. dem ökonomischen Leben, objektiv beschreiben konnte, ehe die Gesetze mit wissenschaftlicher Zuverlässigkeit formuliert werden konnten. Weiter führte eine eingehende klarere Auffassung in den Grundbegriffen zu einer gründlichen Entfernung aller normativen Elemente aus der Nationalökonomie. In dieser Hinsicht dürfte das Resultat der ganzen Untersuchung folgendermaßen formuliert werden: Die konkreten ökonomischen Erscheinungen können unter zwei wesentlichen verschiedenen Gesichtspunkten gesehen werden: teils normativen, teils wissenschaftlichen.

Bei der normativen Betrachtungsart werden die Tatsachen aufgefaßt unzertrennlich von subjektiv aufgefaßten Zweck-

mäßigkeitsrücksichten. Hierfür ist Marxens politische Theorie ein glänzendes Beispiel. Die gegebene Wirklichkeit wird nicht erklärt, sondern an einem subjektiven Gesichtspunkt gemessen und geistig geordnet. Bei der wissenschaftlichen Betrachtungsweise — ihr Kern liegt im Begriff des „Gesetzes" — ragen die Tatsachen als notwendiger und allgemeingültiger Zusammenhang der Erscheinungen hervor. Es ist das Kausalitätsproblem als Ursache der Zwangsläufigkeit, das einer jeden wissenschaftlichen Betrachtungsart, auch der von ökonomischen Erscheinungen, zu Grunde liegt. (Nur daß der Ursachenzusammenhang kein einseitiger ist.) Darauf beruhte ja auch in der Theorie alles Suchen nach Prinzipien. Die meisten Theoretiker suchten eben damit zwei Ziele auf einmal zu erreichen.

Sie wollten 1.) das ökonomische Geschehen beschreiben, 2.) dasselbe aus einheitlichen Prinzipien erklären, d .h. prüfen, ob das beschriebene Geschehen in Uebereinstimmung oder nicht mit ihrer ökonomischen Gesamtauffassung stehe. So hat man die Tauschlehre, die die Bedingtheiten, die „Interdependenz" des gesellschaftlichen Tauschvorgangs darlegen soll, verbunden mit einer Wertlehre. Die objektiven Tauschwerte will man aus Wertprinzipien deduzieren (Arbeitsprinzip, Grenznutzenprinzip, Prinzip der Knappheit), Prinzipien, die die Preisbildung regulieren sollen, sonst arbeitet sie nicht „richtig". Bei Quesnay gibt Gott die Prinzipien in den Wirtschaftsgesetzen. Später hat die „Natur" die Gottheit ersetzt, zuletzt begnügt man sich mit „wirtschaftlichen Prinzipien". Bei Marx ist die Arbeit der „richtige" Grund. Weil dieser nicht in der kapitalistischen Gesellschaft realisiert ist, b e w e g t sich die G e s e l l s c h a f t, und das Ziel dieser Bewegung ist die Verwirklichung des Prinzips. Walras und die österreichische Richtung der Grenznutzler glauben, daß die freie Tauschwirtschaft, wenn sie im Gleichgewicht ist, den maximalen Gesamtnutzen hervorbringe und in Uebereinstimmung mit dem Grenznutzenprinzip stehe, eine andere Richtung (Wicksell, Edgeworth, Marshall) glaubt, daß man die freie Preisbil-

dung erst korrigieren müsse, ehe sie in Harmonie mit dem Prinzip steht. Sie behaupten, daß die Ungleichheit der Eigentumsverhältnisse unter den beteiligten Individuen zu groß sei, um die Bedingungen des Prinzips erfüllen zu können. Ricardos Stellung ist hinsichtlich der Produktions- und Verteilungsprobleme anders als in seiner Wertlehre. Man kann ja nicht behaupten, daß seine Befürchtung, daß eine Vermehrung der Bevölkerung die Preise des Grund und Bodens mächtig erhöhen und die Arbeitslöhne bis auf das Existenzniveau herunterdrücken würde, auf eine Harmonielehre hindeutet.

Jedenfalls ist das Suchen nach einem einheitlichen Prinzip des wirtschaftlichen Handelns sehr verworren. In den modernen Auffassungen — Cassel z. B. — ist die ökonomische Gesamtauffassung so inhaltsleer und generell, daß sie nichts und alles bedeuten kann. So ist man denn auch zu der Verlegenheitslösung gelangt, nicht mehr nach Prinzipien (oder Normen) zu fragen, sondern die Phänomene, so wie sie objektiv sind, zu beschreiben. Beschreibung und Erklärung sind dann synonyme Begriffe[21]). Anlaß nach ökonomischen Prinzipien zu fragen, hätte man eben nur im Reiche des Wertens, auf das sich das praktische Leben gründe. Dieses oder jenes Prinzip lasse sich aber nicht wissenschaftlich beweisen, sie seien alle subjektiv.

Und was die „Interdependenz" betreffe, heißt es, so habe sie nicht das Geringste mit Prinzipien zu tun. Walras habe ja das leider auch geglaubt, eliminiere man aber das Grenznutzenprinzip aus seiner Gleichgewichtstheorie, so stehe sie fest, denn die allgemeine „Interdependenz" sei ja eine Tatsache, unabhängig von Prinzipien.

[21]) Dahin zielt ja die mathematische Behandlung ökonomischer Probleme. Natürlich! Kann sie doch nur bestehende Mengenverhältnisse, Funktionalzusammenhänge durchleuchten, aber nie ökonomische Kausalitäten ans Licht ziehen. Die große Gefahr hier ist die, daß sich die mathematische Betrachtungsart oft allzu gern als die einzig richtige Deutungsweise ökonomischer Zusammenhänge gibt. Und doch gibt es im Wirtschaftsleben noch etwas anderes als die Gütermengen und Quantitäten!

§ 29. „Norm" und „Gesetz" im Verhältnis zur Theorie und Politik.

Das bewußte praktische Handeln ist zweckbetont. Hinter den Handlungen liegt ein Wille, der ein im voraus gestecktes Ziel erreichen will. Eine bedeutsame Form von derartigem Handeln auf ökonomischem Gebiet ist die sogenannte Wirtschaftspolitik. Man kann sagen, daß diese, historisch gesehen, zwischen zwei Extremen pendelte. Das eine mag als Nicht-Interventionsprinzip bezeichnet werden, was soviel bedeutet, daß Eingriffe in das Wirtschaftsleben von staatlicher Seite unter keinen Umständen geduldet werden dürfen (non-agenda des Staates, absolutes Laissez-faire). Das andere Extrem ist unter dem Namen Interventionsprinzip bekannt geworden, ein Prinzip, das dem Staat in die Preisbildung und das wirtschaftliche Leben in seiner Gesamtheit solches Eingreifen zugesteht (agenda des Staates). Begreiflicherweise wird es nun an diesem Medium des menschlichen Wollens liegen, wie der Inhalt der ökonomischen Gesetze seine äußere Uebereinstimmung erhält.

Es ist klar, daß die Voraussetzung für ein einheitliches und zweckmäßiges Handeln auf ökonomischem Gebiet, streng genommen, die sein muß, daß dem Ganzen eine gewisse konstante Notwendigkeit zu Grunde liegt. Das muß sowohl gelten bei Anwendung des Prinzips der freien Preisbildung wie bei dem seines Gegenteils, einer gesetzgebenden Normierung des Wirtschaftslebens. Geht man nicht von der Prämisse einer konstanten Notwendigkeit aus, so bleibt all' unser Handeln, vom ökonomischen Gesichtspunkt aus, mehr oder weniger planlos, verwirrt und dem Spiel des Zufalls preisgegeben. Die Richtigkeit des Gesagten emaniert deutlich, wenn man an die Folgen solcher Wirtschaftspolitik denkt, die in Unkenntnis einer spezifischen, relativ determinierten Zwangsläufigkeit des ökonomischen Geschehens betrieben wurde.

Der Eingriff in die Ordnung der Dinge führt dann oft dazu, daß man ein ganz anderes Resultat er-

zielt, als das man sich wünschte. Das Handeln wird blind, auch wenn unablässig in Erwägung gezogen wird, was unser Eingreifen verursachen soll. Denn wir können oft kaum an die entfernteren Resultate von Bewegungen denken, die durch unser Eingreifen entstehen, und noch weniger an die indirekten Folgen davon.

Der Wirtschaftspolitiker braucht die Kenntnis der wirtschaftlichen Gesetze, wie der Techniker die der Naturgesetze. Das ökonomische Geschehen hat nun einmal einen eigentümlichen Zwangslaufcharakter. Es ist nicht naturgesetzlich gebunden, es handelt sich hier nicht wie in der Natur um absolut determinierte Größen, um streng bestimmte, vom menschlichen Willen unabhängige Vorgänge, sondern um — bis zu einem gewissen Grade, oder besser bis zu einem ungewissen Grade - beeinflußbare Vorgänge, ungewiß insofern, als wir nicht wissen, wie weit der menschliche Wille reicht.

Der Antagonismus zwischen einer gesetzlichen und normativen Auffassung in der theoretischen Nationalökonomie, wie er in unserer Darstellung sich dokumentierte, erhält konkrete Wirklichkeit in dem Streit, der nicht zum wenigsten in unseren Tagen zwischen den Vertretern der Nationalökonomie als reiner Wissenschaft und den sogenannten praktischen Politikern geführt wird. Der angedeutete Gegensatz kann hauptsächlich darin bestehend angesehen werden, daß die Wissenschaft „Gesetze" aufstellt, das sind Aussagen über ein Geschehen, deren Inhalt unberührt von menschlichen Wünschen und menschlichem Wollen ist, während dagegen die Politik Normen, Idealen, huldigt, die im wesentlichen sich auf der Basis von menschlichen Wünschen bewegen. Das Wesen der Theorie besteht aber gerade darin, keine Ideale aufzustellen. Je mehr sie sich gegenüber allen ihrer möglichen Anwendungen neutral verhält, um so besser für sie. Das Prinzip der Wissenschaft liegt in der strengen Sachlichkeit, in der Einsicht in die kausalen Zusammenhänge. Man darf eben nicht politische Theorien mit ökonomischen Theorien verwechseln. Diese nur liegen,

— oder haben zu liegen — im Kreise des ökonomischen Geschehens.

Der Merkantilismus fehlte darin, daß er seine Theoreme aus Tatbeständen und Schlußfolgerungen ökonomischer Art ableitete, die eigentlich schon auf politischen Bedingungen beruhten, und dadurch, daß List in die handelspolitische Diskussion eine nicht ökonomische Beweisführung einführte, verhalf er der kulturellen und politischen Argumentierung zur Anerkennung und entzog der klassischen Freihandelslehre als freier Austauschlehre logisch den Boden. Die klassische Freihandelslehre mußte aufhören, absolute Geltung zu haben.

Hier zeigt sich, welche Gefahren jede zu weit gehende Abstraktion in sich birgt, wenn sie den Bogen wissenschaftlicher Begründung überspannt.

An und für sich ist ja die Abstraktion das stärkste Mittel der Wissenschaft, auf der Kunst der Abstraktion beruht seit Jahrhunderten der Fortschritt der Wissenschaft, ist doch die Wirklichkeit so mannigfaltig, von so ungeheurer, gewaltiger Kompliziertheit, daß es einfach unmöglich ist, sie in ihrer Totalität zu erfassen und zu begreifen.

Und überschreitet man die Schranken fachwissenschaftlicher Erkenntnis, die sich müht um folgerichtig begründetes Wissen, so liegt wieder die Gefahr vor, daß solch' Deuten der Wirklichkeit nur zu leicht auf Kosten der Wahrheit geht.

Literatur

Amonn, Alfred: Cassels System der theoret. Nationalökonomie, I. u. II, A. f. S. u. S., Bd. 51, 1924.

— Sozialpolitik als Wissenschaft. Schmollers Jahrbuch, 50 Jahrg. 1926, Heft 3. Der Begriff der Sozialpolitik. Schmollers J. f. Gesetzg., Verw. u. Volkswirtsch. 48. J. 1924.

— Objekt und Grundbegriffe der theoretischen Nationalökonomie, Wien und Leipzig 1911.

— Der Stand der reinen Theorie, in: Die Wirtschaftswissenschaft nach dem Kriege, Festgabe für L. Brentano, 2. Band, München und Leipzig 1925.

— Grundzüge der Volkswohlstandslehre, Jena 1926.

Aster, E. von: Geschichte der Philosophie, Leipzig 1932 (Kröner).

Barone, Enrico: Grundzüge der theoret. Nationalökonomie, Bonn 1927.

Barth, Paul: Die Philosophie der Geschichte der Soziologie, Leipzig 1915.

Bauer, Stefan: Zur Entstehung der Physiokratie, Jahrb. f. Nat. u. Stat., N.F. 21, 1890, S. 113 ff.

Bebel, August: Die Frau und der Sozialismus, Berlin und Stuttgart 1922.

Bernhard, Ludwig: Der Staatsgedanke des Faschismus, Berlin 1931.

— Der Diktator und die Wirtschaft, Berlin 1930.

Bie, Richard: Revolution um Karl Marx, Leipzig 1929 und Karl Marx: Schicksal und Parole, Leipzig 1930.

Blanqui, A. J.: Histoire de l'économie politique, Paris 1882.

Böhm-Bawerk, Eugen von: Kapital und Kapitalzins, Jena 1921.

— Positive Theorie des Kapitals, 1. Aufl. 1889 in 1 Bd., 3. Aufl. 1909 bis 1912 in 2 Bänden. 4. Aufl. Neudruck, Jena 1921.

Böttcher, Alfred: Das Scheinglück der Technik, Weimar 1932.

Bonar, James: Der Gebrauch des Ausdrucks „Gesetz" in der N.-Ö., Z. f. V., Bd. I, 1892.

— Philosophy and political economy in some of their historical relations, London 1893.

Bortkiewicz, L. von: Die Grenznutzentheorie als Grundlage einer ultra-liberalen Wi.-Politik, Jahrb. f. Gesetzg. u. Verw. 1898.

Brauer, Th.: Produktionsfaktor Arbeit. Ergänzungen zur modernen Arbeitslehre, Jena 1925, G. Fischer.

Briefs, Goetz: Untersuchungen zur klassischen Nationalökonomie, Jena 1915.

— Untergang des Abendlandes, Christentum und Sozialismus. 2. Aufl. Freiburg 1921.

Budge, Siegfried: Geschichte der volkswirtschaftlichen Ideen und Theorien in „Die Handelshochschule", Bd. II, Kap. IV, 1928.

Bülow, Friedrich: Volkswirtschaftslehre, A. Kröner, Leipzig 1931.

Cahen, L.: l'idée de lutte de classes au XVIIIe siècle. Revue de synthèse historique, 1906. Vol. XII.

Cannan, E.: Histoire des théories de la production et de la distribution, Paris 1910.

Cantillon, Richard: Abhandlung über die Natur des Handels im allgemeinen, Jena 1931.

Cassel, Gustav: Lehrbuch der allg. Volkswirtschaftslehre, Leipzig 1921, 2. Aufl.

— Grundriß einer elementaren Preislehre. Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft, 55. Bd. 1899.

— Theoretische Sozialökonomie, 4. Aufl., Leipzig 1927.

Contzen, Heinrich: Geschichte der volkswirtschaftlichen Literatur im Mittelalter, Berlin 1872.

Cunnigham, W.: The growth of English industrie and commerce in modern times, 1907.

Damaschke, Adolf: Geschichte der Nationalökonomie, Jena 1918, Bd. 1 u. 2.

Diehl, Karl und Mombert,, Paul: Ausgewählte Lesestücke zum Studium der pol. Ökonomie, VIII, Das Eigentum, Jena 1924.

Dietzel, Heinrich: Theoretische Sozialökonomik I, Leipzig 1895.

— Weltwirtschaft und Volkswirtschaft, Dresden 1900.

— Die Theorie von den 3 Weltreichen, Berlin 1900.

— Technischer Fortschritt und Freiheit der Wirtschaft, Bonn 1922. Verlag Kurt Schroeder.

Dilthey, W.: Gesammelte Schriften, Bd. I, Leipzig 1914.

Dobretsberger, Josef: Die Gesetzmäßigkeit in der Wirtschaft, Wien 1927.

Dühring, Eugen: Kritische Grundlegung der Volkswirtschaftslehre, Berlin 1866.

Edgeworth, F. Y.: Mathematical Psychics. An essay on the application of mathematics to the moral sciences, London 1881.

Edgeworth, F. Y.: Papers relating to Political Economy, London 1925.

Engels, Friedrich: Anti-Dühring, 11. A., Berlin 1928.

Eulenburg, Franz: Außenhandel und Außenhandelspolitik, Tübingen 1929.
Feder, Gottfried: Der deutsche Staat auf nationaler und sozialer Grundlage, 1923. Heft 35 der NS.-Bibliothek, 43.—47. Tausend.
— Nationalsozialismus und Eigentum. Die deutsche Volkswirtschaft vom März 1932. Nr. 2.
— Das Programm der NSDAP. Heft 1 der NS.-Bibliothek.
Fischer, Hugo: Karl Marx und sein Verhältnis zu Staat und Wirtschaft, Gustav Fischer, Jena 1932.
Gerhardt, Joh.: Artikel K. Marx im Handbuch der Arbeitswissenschaft, Bd. II, 1930.
Gide und Rist: Geschichte der volkswirtschaftlichen Lehrmeinungen, übersetzt von R. W. Horn, herausg. v. Franz Oppenheimer, Jena 1913 und 1921.
Gierke, O. von: Johannes Althusius und die Entwicklung der naturrechtlichen Staatstheorien, Breslau 1913.
Gottl-Ottilienfeld, Fr. von: Wirtschaft als Leben. Eine Sammlung erkenntnistheoretischer Arbeiten, Jena 1925.
— Wirtschaft und Technik im Grundriß der Sozialökonomik. Abt II, 2, 2. Aufl. 1923.
— Wirtschaft und Wissenschaft, Gustav Fischer, Jena 1931.
— Der Mythus der Planwirtschaft, G. Fischer, Jena 1932.
— Fordismus. Über Industrie und technische Vernunft. 3. Aufl. Jena 1926.
— Vom Sinn der Rationalisierung, Jena 1929.
Günther, Ernst: Sozialpolitik in „Die Handelshochschule", Bd. II, Kap. VII, 1929.
Gumplowicz, Ludwig: Der Rassenkampf, Innsbruck 1883. 2. A. 1908.
— Soziologische Essais, 1899.
— Grundzüge der Sozialogie, 2. A. Wien 1905.
— Grundriß der Soziologie, Innsbruck 1926.
Hammacher, Emil: Das philosophisch-ökonomische System des Marxismus, Leipzig 1909.
Hardensett, Heinrich: Der kapitalistische und der technische Mensch, München 1932.
Hasbach, Wilhelm: Die allgemeinen philosophischen Grundlagen der von François Quesnay und Adam Smith begründeten politischen Ökonomie, Leipzig 1890.
Heckscher, Eli F.: Der Merkantilismus, Jena 1932.
Hegel, G. W. F.: Phänomenologie des Geistes, Vorles. über Phil. der Weltgeschichte, Leipzig 1921.
Heller, Wolfgang: Entwicklung der Grundprobleme der Volkswirtschaftstheorie, Quelle & Meyer, Leipzig 1929.

Herkner, Heinrich: Arbeiterfrage, 2 Bd. 7. Aufl. 1921.
Hitler, Adolf: Mein Kampf, 2 Bände, in immer neuen Auflagen.
Hoffmann, Friedrich: Kritische Dogmengeschichte der Geldwerttheorien, Leipzig 1907.
Hume, David: Political Discourses, 1752. Deutsch von Niedermüller 1877.
Jahn, Georg: Physiokratisches System. Handwörterbuch d. Staatswiss. 4. Aufl.
Jastrow, J.: Naturrecht und Volkswirtschaft, J. f. N. u. St. III. F. Bd. 71, 1927.
Kant, Immanuel: Kritik der reinen Vernunft. (Nach der Ausgabe von 1781 bei Philipp Reclam, Leipzig.)
Kauder, Emil: Repetitorium der Theoretischen Nationalökonomie, Wien 1932.
Keynes, John Maynard: The scope and method of political-economy, London 1904, 3. Aufl.
Kerschagl, Richard: Einführung in die Methodenlehre der Nationalökonomie, Wien und Leipzig 1925.
Kestner-Lehnich: Der Organisationszwang, Berlin 1927, Carl Heymann.
Korsch, Karl: Quintessenz des Marxismus, Leipzig-Berlin 1922.
Lederer, Emil: Aufriß der ökonomischen Theorie, Tübingen 1931.
— Grundzüge der ökonomischen Theorie, Tübingen 1922.
Leichter, Otto: Die Wirtschaftsrechnung in der sozialistischen Gesellschaft, Wien 1923.
Lenhard, Walther: Zur Methode der Physiokraten, unter dem Gesichtspunkt Individualismus—Funktionalismus, Heidelberg 1931.
Lenin (W. I. Uljanow): Karl Marx. Kleine Leninbibliothek, Verlag für Literatur und Politik, Wien—Berlin 1930.
— Staat und Revolution. Die Staatstheorie des Marxismus und die Aufgaben des Proletariats in der Revolution, Berlin 1918.
Leone, E.: Léon Walras und die hedonist.-mathematische Schule von Lausanne, A. f. S. u. S., Bd. 32.
Leser, E.: Handwörterbuch der Staatswissenschaft, Artikel Merkantilismus, 3. Aufl.
List, Friedrich: Das nationale System der politischen Ökonomie, Leipzig 1922.
Liefmann, R.: Kartelle und Konzerne, Berlin—Leipzig 1927.
— Kartelle und Trusts, Stuttgart 1922.
Locke, John: Zwei Abhandlungen über Regierung nebst „Patriarchia" von Sir Rob. Filmer. (Deutsch v. H. Willmanns), Halle a. S. 1906.

Lucas, Eduard: Ricardo und Cassel, J. f. N. u. St., Bd. 119, 1922.
— Die physiokratische Wirtschaftstheorie und die Marxsche Arbeitswertlehre. Jahrb. f. NÖ. u. Stat. 1. Heft, Juli 1930.
Man, Hendric de: Der Kampf um die Arbeitsfreude, Jena 1927 (Eugen Diederich).
Mangoldt, H. von: Volkswirtschaftslehre, Stuttgart 1868. XVIII. Kapitel.
— Grundriß der Volkswirtschaftslehre, Göttingen 1862, S. 121.
Mantoux, P.: la révolution industrielle du XVIII. siècle, Paris 1905.
Marshall, Alfred: Handbuch der Volkswirtschaftslehre, Stuttgart 1905, I. Bd. Deutsche Übersetzung von H. Ephraim und A. Salz.
Marx, K.: Briefwechsel zwischen Marx und Engels, 1844—1883. Verlag Dietz, Stuttgart 1921. 4 Bände.
— Das Elend der Philosophie, Berlin—Stuttgart 1923.
— Das Kapital, I. Bd. 1867.
— Das Kapital. I. Buch. Der Produktionsprozeß des Kapitals. II. Aufl. v. 1872. Kiepenheuer-Verlag, Berlin 1932. Hamburg (Otto Meißner) 1872.
— Theorien über den Mehrwert. Ed. von K. Kautsky. Stuttgart 1905 und 1910, J. H. W. Dietz.
— Das kommunistische Manifest. J. H. W. Dietz-Verlag, Berlin 1931, 10. Aufl.
— Das Kapital, III. Bd., Hamburg 1894 (Meißner).
— Das Kapital, II. u. III. Bd., Alfred Kröner Verlag, Leipzig 1929.
— Zur Kritik der politischen Ökonomie, 1. Heft, Berlin 1859 (Franz Duncker.)
— Lohnarbeit und Kapital. Zur Judenfrage und andere Schriften aus der Frühzeit. Philipp Reclam Bd. 6068, 6069.
Mehring, Franz: Geschichte der deutschen Sozialdemokratie, II. Bd., Stuttgart 1898, J. H. W. Dietz.
— Ges. Schriften v. K. Marx und Friedrich Engels, Bd. I, Stuttgart 1902.
Menck-Tichauer, Clara: François Quesnay als politischer Ökonom, Heidelberger phil. Diss. 1927.
Menger, Carl: Untersuchungen über die Methode der Sozialwissenschaften und der politischen Ökonomie, Wien 1883.
— Grundsätze der Volkswirtschaftslehre, Wien 1871. II. Aufl. Wien 1923.
Meusel, Alfred: Untersuchungen über das Erkenntnisobjekt bei Marx, G. Fischer, Jena 1925.
Michels, Robert: Die internationalen Trusts und Kartelle, Conrads Jahrb. f. NÖ. u. Stat., 3. F. 82. Bd. 6. H., Dezember 1932, S. 815 ff.

Mises, Ludwig: Untersuchungen über den Sozialismus, Jena 1932, 2. A.

Moeller van den Bruck: Das dritte Reich, Hamburg 1931, 4. Aufl., Hanseatische Verlagsanstalt.

Moll, Bruno: Gerechtigkeit in der Wirtschaft? Berlin 1932.

Mombert, Paul: Geschichte der Nationalökonomie, Jena 1927.

Moosbrugger, Edouard: Die Walrassche Wertlehre. Phil. Diss. Basel 1929.

Muckle, F.: Die Geschichte der sozialistischen Ideen im 19. Jahrhundert, 1909.

Muß, K.: Anti-Marx, Betrachtungen über den inneren Aufbau der Marxschen Ökonomik, Bd. I. Jena 1927.

— I. Bd.: Der Produktionsprozeß des Kapitals.

Neumann, Friedr. Julius: Wirtschaftliche Gesetze nach früherer und jetziger Auffassung, J. f. N. u. St. III. F. Bd. 16, 1898.

— Naturgesetz und Wirtschaftsgesetz, Z. f. d. g. St., 1892.

Neurath, Otto: Wirtschaftsplan und Naturalrechnung, Berlin 1925.

Oncken, August: Geschichte der Nationalökonomie I. Die Zeit vor Adam Smith, Leipzig 1902, 3. Aufl. 1922.

— Zur Geschichte der Physiokratie, J. f. G. V. u. V., Leipzig 1913.

— Art. „Quesnay" im H. d. St. 3. Aufl.

— Entstehen und Werden der physiokratischen Theorie, Zeitschrift für Lit. u. Geschichte d. Staatswiss. Leipzig 1897.

Oppenheimer, Franz: Das Grundgesetz der Marxschen Gesellschaftslehre, Jena 1926.

— System der Soziologie, Bd. 1—3, Jena 1922/27.

— Wert und Kapitalprofit, Jena 1926.

— Die soziale Frage und der Sozialismus, Jena 1925.

Oppler, Ernst: Der Begriff des Wirtschaftsgesetzes in der Volkswirtschaftslehre, Münster i. Westf. 1930.

Petzet, Wolfgang: Der Physiokratismus und die Entdeckung des wirtschaftlichen Kreislaufes, Karlsruhe 1929.

Philippovich, Eugen von: Grundriß der politischen Ökonomie, Tübingen 1919—1921.

Plenge, Joh.: Zum Tableau Economique. Weltwirtsch. Archiv 24. 1926. S. 109.

— Marx und Hegel, Tübingen 1911.

Pohle-Halm: Kapitalismus und Sozialismus, Berlin 1931.

Probleme der Wertlehre: Herausgeg. von Ludwig Mises und Arthur Spiethoff, 1. Teil. München—Leipzig 1931.

Quesnay, Francois: Œuvres économiques et philosophiques publiées avec une introduction et des Notes par Aug. Oncken, Frankfort s/M. — Paris 1888.

— Das Naturrecht. — Analyse der Wirtschaftstabelle. Allg. Grundsätze der wirtschaftlichen Regierung eines ackerbautreibenden Reiches, Jena 1921.
— „Hommes" ed. E. Bauer. Revue d'Histoire des Doctrines Economiques et Politiques, 1908.
Ricardo, David: Grundsätze der Volkswirtschaft und Besteuerung in „Sammlung sozialwissenschaftl. Meister", Jena 1923. Herausg. von Heinrich Waentig, 3. Aufl.
Riehl, Alois: Zur Einführung in die Philosophie der Gegenwart, 6. Aufl., Leipzig 1921.
— Über den Begriff der Wissenschaft bei Galilei, Vierteljahrsschrift für wissensch. Philosophie, Leipzig 1893.
Roscher, W.: Geschichte d. Nat.-Ökonomie in Deutschland, Bd. I. 1874.
Rühle, Otto: Karl Marx, sein Leben und sein Werk, Hamburg 1928.
Salin, Edgar: Geschichte der Volkswirtschaftslehre, J. Springer, Berlin 1923.
Salz., Arthur: Macht und Wirtschaftsgesetz, Leipzig und Berlin 1930.
Sartorius von Waltershausen: Zeittafeln zur Wirtschaftsgeschichte, Halberstadt 1927, 3. Aufl.
Schelle, Gustav: Œuvres de Turgot, Paris 1913—1923.
Schäffle, Albert E. Fr.: Die nationalökonomische Theorie der ausschließenden Absatzverhältnisse, (VII) Tübingen 1867.
— Das gesellschaftliche System der menschlichen Wirtschaft, Tübingen 1867.
Schmoller, Gustav: Grundriß der allgemeinen Volkswirtschaftslehre, I. Teil, Leipzig 1900.
Schopenhauer, Arthur: Die beiden Grundprobleme der Ethik, Verlag J. Rothgießer u. Possekiel, Berlin SW 11.
— Parerga und Paralipomena, IV, 1, Philipp Reclam, Leipzig.
Schultze, Karl: Cassels Preislehre, Georg Stilke, Berlin 1932.
Schulz, F. O. H.: Untergang des Marxismus, J. Engelhorns Nachf., Stuttgart 1933.
Schulz, Walter: Zur Entstehung und Entwicklung der wirtschaftswissenschaftlichen Methodik, Berliner phil. Diss. 1927.
Schumpeter, Josef: Über die mathematische Methode der theoretischen Ökonomie, Z. f. V. S. u. V., Bd. 15, Wien und Leipzig 1906.
— Das Wesen und Hauptinhalt der theoretischen Nationalökonomie, Leipzig 1908.
— Epochen der Dogmen- und Methodengeschichte, G. d. S. I, 1. Tübingen 1924.

— Edgeworth und die moderne Wirtschaftstheorie, Weltwirtschaftliches Archiv, Bd. 22, 1925.
— Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung. Eine Untersuchung über Unternehmergewinn, Kapital, Kredit, Zins und den Konjunkturzyklus. 2. neubearbeitete Auflage, München und Leipzig 1926.
— Gustav Cassels theoretische Sozialökonomie, Schmollers Jahrbuch, 51. Jhg., 1927. I.
— Die Wirtschaftstheorie der Gegenwart. Beitrag über Deutschland im I. Band der Volkswirtschaftslehre der Gegenwart. Gesamtbild der Forschung in einzelnen Bänden. Wien 1927.
Sieveking, Heinrich: Grundzüge der neueren Wirtschaftsgeschichte, Leipzig-Berlin 1928.
Simmel, Georg: Die Probleme der Geschichtsphilosophie. Eine erkenntniskritische Studie, 4. A., München u. Leipzig 1922.
— Soziologie, Leipzig 1908, 3. A., München u. Leipzig 1923.
Smith, Adam: Untersuchung über die Natur und die Ursache des Nationalreichtums, Berlin 1878 und Jena 1923.
Solmssen, Georg: Die Zukunft des Kapitalismus, Berlin 1933.
Sombart, Werner: Proletarischer Sozialismus, Jena 1924, (Marxismus.)
— Der moderne Kapitalismus, Dunker & Humblot, München und Leipzig 1927, 3 Bde.
— Die Zukunft des Kapitalismus, Berlin-Charlottenburg 1932.
— Das Lebenswerk von K. Marx, Jena 1909.
— Die drei Nationalökonomien, München und Leipzig 1930.
Sorel, Georges: Réflexions sur la violence, Paris 1912.
— Die Auflösung des Marxismus (La décomposition du marxisme.) Nach der 3. A. ins Deutsche übertragen, Jena 1930.
— Matéreaux d' une théorie du proletariat, Paris 1921.
Spann, Othmar: Die Haupttheorien der Volkswirtschaftslehre, Quelle & Meyer, Leipzig, 22. Aufl. 1932
— Irrungen des Marxismus, Berlin 1931.
Spengler, Oswald: Jahre der Entscheidung I. C. H. Beck, München 1933.
Stoffel, Wilhelm: Wirtschaft und Staat bei A. Smith und D. Ricardo, Köln. wirtsch. und soz.wiss. Diss. 1933.
Struve, Peter von: Die Marxsche Theorie der sozialen Entwicklung, ein kritischer Versuch. In Brauns Archiv, 14. Band, 1899.
Stuart, V.: Ricardo und Marx, Haag 1890.
Surányi-Unger, Theo: Philosophie in der Volkswirtschaftslehre, Bd. I, Jena 1923. Bd. II, Jena 1926.
— Die Entwicklung der theoretischen Volkswirtschaftslehre im ersten Viertel des 20. Jahrhunderts, Jena 1927.

— Weltwirtschaftspolitik im Entstehen, G. Fischer, Jena 1933.
Tugan-Baranowsky, Michael: Theoret. Grundlagen des Marxismus, Leipzig 1905.
Turgot, A. R. J.: Betrachtungen über die Bildung und Verteilung des Reichtums, Jena 1914, 2. Aufl., Waentig.
Vogel, Walter: Wirtschaft und Geopolitik, Weltw. Archiv, April 1926.
Voigt, Andreas: „Technische Ökonomie in „Wirtschaft und Recht der Gegenwart". Herausg. von L. v. Wiese, Bd. II, Tübingen 1912.
— Die Unterscheidung von Wirtschaft und Technik, Z. f. S. N. F. 6. Jahrg. 1915.
Walras, Léon: Etudes d'économie Sociale, Lausanne 1896.
— Éléments d'économie politique pure, Lausanne—Paris 1900.
Weber, Adolf: Allg. Volkswirtschaftslehre, München und Leipzig 1929.
— Ende des Kapitalismus? 2. Aufl., München 1929.
— Was jeder von der Weltwirtschaft wissen muß, München 1932.
— Handels- und Verkehrspolitik, Wirtschafts-Politik II, München und Leipzig 1933.
Weber, Max: Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie, Tübingen 1920.
Weinberger, Otto: Die Grenznutzenschule, Halberstadt (H. Meyer) 1926.
Weulersse, Georges: Le Mouvement Physiokratique en France de 1756 à 1770, Paris 1910, T. 1. 2.
Wicksell, Knut: Profesor Cassels nationalökonomisches System, Schmollers Jahrb., 52. Jhg. 1928. II.
— Zur Verteidigung der Grenznutzenlehre, Z. f. d. g. St., Bd. 56, 1900.
— Vorlesungen über Nationalökonomie, Jena, 1. Bd. 1913, 2. Bd. 1922.
Wilbrandt, Robert: Karl Marx, 2. Aufl., Leipzig und Berlin 1919.
— Unsere Volkswirtschaft heute und morgen, Berlin 1930.
Zwiedineck-Südenhorst, O. von: Allgemeine Volkswirtschaftslehre, Berlin 1932.

Lebenslauf.

Ich, Franz Geisler, wurde am 4. Januar 1898 in Berlin-Charlottenburg als ältester Sohn des Kriminal-Bez.-Sekretärs i. R. Paul Geisler geboren. Von 1904—1916 besuchte ich das frühere Königliche, gegenwärtig Staatliche Kaiserin-Augusta-Gymnasium meines Geburtsortes. Am 16. Nov. 1916 trat ich ins Heer ein und studierte nach Kriegsende ab 1920 an hiesiger Universität zuerst verschiedene Semester Medizin, mußte aber infolge meiner Kriegsbeschädigung dieses Studium aufgeben, trat am 29. Juni 1923 zur philosophischen Fakultät über. Sämtliche Semester absolvierte ich in Berlin. Ich widmete mich vorwiegend nationalökonomischen, historischen und philosophischen Studien, befaßte mich auch nebenbei mit juristischen Studien. Ich habe nur unter unsagbar schwierigen finanziellen und körperlichen Anstrengungen, oft vom Bett und Krankenhaus aus, mein Studium aufrechterhalten und — trotzdem mich meine Kriegsbeschädigung wiederholt aufs Krankenlager zurückwarf — doch mit zäher Energie vollenden können. Ich bin als 100 % schwerkriegsbeschädigt anerkannt. Weitgehende Förderung meiner nationalökonomisch-theoretischen und philosophischen Studien gewährten mir in Berlin die Professoren Ludwig Bernhard und Friedrich von Gottl-Ottlilienfeld. Ihnen gebührt mein aufrichtiger Dank.